Deutsche

Universitäts-Entwicklung.

Vorzeit, Gegenwart und Zukunft.

Betrachtet

von

Jürgen Bona Meyer,
Professor der Philosophie in Bonn.

Berlin, 1874.

C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.
Carl Habel.

Zu den guten Traditionen des preußischen Staates gehört es, in großen und schweren Entwicklungszeiten nicht allein äußere Machtstärkung zu suchen, sondern diese selbst zu vertiefen und werthvoller zu machen durch gleichzeitige Hebung der Volkswohlfahrt und der Volksbildung. Dem Volke soll nicht nur Vertrauen auf sicheren Schutz, sondern auch die Zuversicht gegeben werden, daß unter diesem Schutze der gewachsenen Staatsmacht auch die Güter wohl gedeihen, welche das Leben im Staate erst wahrhaft lebenswerth machen. Von der freisinnigen und kräftigen Pflege dieser hohen Güter der Volkswohlfahrt und der Volksbildung hängt doch in Friedenszeiten die staatliche Zufriedenheit des Volkes, seine Liebe zum Staate vorzugsweise ab. In der Förderung dieser Güter nun hat der preußische Staat wiederholt schon die wirksame Kraft erkannt, welche im Stande war, die Wunden zu heilen, die er auf dem schweren Gange seiner politischen Machtentwicklung zu schlagen genöthigt war. Auch gegenwärtig wird nach den großen Waffensiegen in der richtigen Verwerthung der gewachsenen Macht zum Besten jener Güter der Volkswohlfahrt und der Volksbildung das wirksamste Mittel zu suchen sein, die noch abgeneigten und zweifelnden Geister zu versöhnen oder zu besiegen. Nichts wird viele dieser Geister leichter und rascher umstimmen, als wenn sie sehen, daß durch die staatliche Neugestaltung der Dinge nicht nur dem Staate ein größeres äußeres Ansehen erworben ist, sondern daß auch der neue Staat seinem

Machtzuwachs entsprechend und im Geiste unserer Zeit die höchsten Interessen der Menschheit nachdrücklicher zu fördern unternimmt als dies bei den früheren Zuständen möglich war.

Daß dies in Betreff der äußeren Volkswohlfahrt der Fall sein wird, ist schon oft hervorgehoben und wird kaum bestritten. Dagegen herrschen noch mancherlei Zweifel darüber, ob das politische Einheitsstreben unseres Volkes auch den vielseitigen Bedürfnissen der Volksbildung in gleicher Weise sich nützlich erweisen wird. Derartige Bedenken sind auch gewiß nicht ganz ohne Grund, weil es auf den Gebieten des geistigen Lebens weit schwieriger ist das nothwendig gleiche Gesetz der Gemeinschaft mit dem freieren Bedürfniß der Einzelnen auszugleichen ohne die wohlthätige Vielseitigkeit und wünschenswerthe Bewegungsfreiheit des Verschiedenen zu beschränken oder gar zu unterdrücken. Gelingt aber diese Ausgleichung, so muß auch in diesem Bereich der Segen einer größeren Gemeinschaft zur Geltung kommen.

Nachstehend soll nun erwogen werden, ob und wie auch dem deutschen Universitätswesen die politische Neugestaltung unseres Landes zu Gute kommen kann. Unwichtig oder unzeitgemäß wird Niemand diese Betrachtung finden, der geschichtlich die hohe Bedeutung unserer Universitäten für die Entwicklung unseres Volkslebens kennt und der die enge Beziehung zwischen ihrem Gedeihen und manchen vorliegenden Staatsfragen ins Auge faßt. Die preußischen Universitäten sind jetzt durch Hinzunahme von Göttingen, Kiel und Marburg an Zahl denen der übrigen deutschen Länder mit Ausschluß Oesterreichs gleich gekommen. Für das vergrößerte Preußen wird es nun mit der Zeit wohl möglich werden, seine Universitäten durch äußere und innere Förderung auf eine Höhe zu bringen, die maßgebend sein müßte für alle übrigen deutschen Universitäten, welche in der Concurrenz nicht vollständig zurückbleiben und demnächst unterliegen wollen. Preußen wird in Zukunft durch seinen deutschen Machtzuwachs auch die volle Kraft erhalten, die Bildungshöhe und den Bildungsfortschritt

des deutschen Universitätswesens zu bestimmen; und dies in der rechten Weise zu thun, ist sicherlich keine minder bedeutende Aufgabe als die der Sicherstellung der materiellen Gesammtinteressen unseres Vaterlandes. Bildeten doch unsere Universitäten schon von Alters her das edelste Einheitsband Deutschlands.

Ueberdies empfiehlt sich auch aus einem anderen Gesichtspunkt gerade jetzt einmal wieder eine Betrachtung anzústellen über die Stellung unserer Universitäten zum Culturfortschritt der Zeit. Während im Auslande selbst von unseren mißgünstigen Feinden auch jetzt noch die Höhe unserer Universitätsbildung gepriesen worden ist, begegnet man bei uns im Lande nicht selten der schon oftmals ausgesprochenen Meinung, die Universitäten könnten nach ihrer gegenwärtigen Lehrweise und Einrichtung nicht mehr den geistigen Ansprüchen der Neuzeit genügen. Unsere Hochschulen hätten für die Cultur unseres Volkes nicht mehr eine so hohe Bedeutung wie ehedem. Man will auch an ihnen noch zu viel Reste mittelalterlichen Wesens entdecken, und verlangt, daß unsere Zeit, die so thatkräftig bricht mit dem Veralteten, auf den Universitäten ebenfalls aufräumt. Ohne klare Einsicht über das Recht oder Unrecht dieser Klagen, läßt sich für den Fortschritt der Universitäten schwerlich Etwas thun. Eine vergleichende Betrachtung des ehemaligen und des gegenwärtigen Zustandes der Universitäten wird daher auch aus diesem Grunde angemessen sein.

Es soll nun demnach in dieser Schrift zuerst geprüft werden, ob unsere Universitäten in Betreff ihrer Wissenschaftslehre und ihrer Lehrart jetzt weniger als sonst den gerechten Bildungsansprüchen nachkommen; sodann soll in Betracht gezogen werden, welche Forderungen unsere Zeit, abgesehen vom Vergleich mit der Vergangenheit, noch für Gegenwart und Zukunft den Hochschulen zu stellen hat, ob Hemmnisse des wünschenswerthen, inneren Fortschritts vorhanden sind und wie dieselben alsdann am besten beseitigt werden können. Bei dieser Betrachtung wird für die Berichtigung der Ansichten, so weit sie den Vergleich von sonst und

jetzt betreffen, eine zweifellosere Gültigkeit in Anspruch genommen werden dürfen, während für die Ideen über die wünschenswerthe Entwicklung nur offenes Gehör und ernste Prüfung erbeten werden mag. Es ist nirgend schwieriger, selbst offenkundige Uebelstände und Mißverhältnisse zu ändern, als auf den Gebieten geistigen Lebens. Nirgend so sehr als bei den betheiligten Factoren dieser Welt findet das Sprichwort von der Gleichzahl der Köpfe und Sinne seine Bestätigung, und nirgend mehr als hier fehlt die einfache, allgemein verständliche Sprache des klar vorliegenden realen Bedürfnisses. Nirgend auch ist der Weg von der Erkenntniß des Richtigen bis zum Ausführen desselben so weit und mit so vielen Hindernissen verlegt, wie auf besagten Gebieten. Um so wichtiger aber ist es, gerade hier sich zeitig zu bemühen, dem Festsetzen unberechtigter Vorurtheile nach Kräften vorzubeugen und die Aufmerksamkeit auf wesentliche Punkte der wahrhaft vorliegenden Reformbedürfnisse hinzuleiten. Falsche Eingriffe zur Heilung angeblicher Leiden können bei empfindsamen Körpern leicht den Rest noch vorhandenen Wohlseins wirklich zerstören. Zu solchen empfindsamen Körpern gehören unzweifelhaft die Universitäten in hohem Grade. Die Gesundheit ihres Lebens ist von dem Gleichgewichte so verschiedener Factoren abhängig, daß die zusammenhangslose Stärkung oder Schwächung eines dieser Factoren für sich gar leicht statt der gehofften Besserung eine allgemeinere Störung hervorbringt. Um das Gedeihen der Hochschulen wahrhaft zu fördern, muß man ihr geschichtliches Gewordensein ebenso sehr wie ihr gegenwärtiges Verhältniß zur Wissenschaft und zum praktischen Leben ins Auge fassen; und selbst dann noch bleibt es bei aller Umsicht schwer genug unter der Fülle der sich darbietenden Gesichtspunkte das Richtige zu treffen. Mit dem Bewußtsein davon sollen nun auf Grund eines geschichtlichen Rückblicks irrthümliche Zeiturtheile abgewiesen und einige Ideen über die Entwickelung des Universitätswesens den praktisch Erfahreneren zur Erwägung anheim gegeben werden.

1.

Die Pflege der Wissenschaft sonst und jetzt.

Unsere älteren Universitäten erhielten durch ihre Stiftung oftmals ausdrücklich die Bestimmung, nicht nur stille Pflegstätten der Wissenschaft, sondern zugleich Culturcentren im noch wenig ge bildeten Lande zu sein. Die frühesten deutschen Universitäten sind ihrem Ursprunge nach nicht wie die Hochschulen Italiens und Frankreichs langsam reifende Früchte eines schon vorhandenen geistigen Lebens der Nation, sondern Keime, die von einsichtigen Fürsten und Bürgern in das noch unbebaute Land gelegt wurden, um dort Früchte zum Besten einer allgemeineren Volksbildung zu tragen. Unter diesem Gesichtspunkte trafen auf dem Reichstage zu Worms 1495 Kaiser Maximilian I. und die ihm gleichgesinnten Kurfürsten die Abrede, daß ein Jeder in seinem Lande eine neue hohe Schule stiften oder die vorhandenen verbessern wolle. Die meisten Landesherren kamen dieser Abrede nach und eröffneten ihrem Lande eine solche Quelle der Bildung.

Unstreitig hat dieser über ganz Deutschland vertheilte Particularismus der allgemeinen Bildungsfürsorge für die Ausbreitung der Volksbildung lange Zeit segensreiche Früchte getragen. Ueberall erhoben sich Sammelpunkte des Wissens für alle Landeskinder in leicht erreichbarer Nähe und auf ihnen allen wurden geistige Kräfte entwickelt, die in Schule, Kirche und Staat, ihrem Heimathlande oder einem anderen deutschen Lande nützliche Dienste leisteten. Auch beseitigte gewissermaßen die Vielheit dieser Hochschulen die Mängel der einzelnen oder ergänzte deren Einseitigkeiten. Dergestalt erfüllten die Universitäten im Laufe der Zeiten die ihnen angewiesene Culturaufgabe.

Sollte man nun selbst zugeben müssen, daß unsere Univer-

sitäten gegenwärtig nicht mehr so hervorragend wie ehedem bestimmende Culturmächte unseres Volkslebens sind, so würde man damit noch keineswegs eine geringere Werthschätzung der jetzigen Universitäten zu verbinden brauchen. Das Wissen und die Bildung strömen jetzt allerdings durch so viele, in der Vorzeit weniger zugängliche oder garnicht vorhandene Kanäle unserem Volke zu, daß die Universitäten nicht mehr wie sonst als die einzigen Culturstätten des Landes erscheinen können. Unzählige Bestrebungen geistiger Art bewegen sich jetzt vorwärts auf Bahnen, die nicht im Universitätskreise liegen, vielfach durchkreuzen sich diese Bahnen mit denen der Universitätsbildung; es findet auf denselben ein geistiger Austausch statt, bei dem es oftmals schwer zu sagen ist, von wo die Anregung zu diesem Verkehre ausgeht und von welcher Seite der größere Beitrag kommt oder auf welcher Seite der größere Vortheil liegt. Wer in diesem allgemeinen Wettkampf geistigen Strebens heut zu Tage Führer ist oder Folger, tritt weniger deutlich hervor, als in Zeiten, in welchen die Kluft größer war, welche die Stände der Studirten und der Unstudirten, der Gebildeten und der Ungebildeten von einander schied. Wie die Sterne um so heller strahlen, je dunkler die Nacht ist, in der sie erscheinen, so mußten ehemals die Universitäten um so heller als Glanzpunkte des Culturlebens hervorleuchten, je dunkler die Finsterniß der sie umgebenden Volksbildung war. Eine Aenderung dieses Verhältnisses hätte mithin nicht in einem Sinken der Universitätsbildung seinen Grund, sondern nur in dem Steigen der übrigen Volksbildung zufolge der Ausbreitung des Wissens durch die Universitäten. Dies ist thatsächlich die wahre Sachlage der Dinge und somit zu einer Klage über diese veränderte Stellung der Universitäten zum Gesammtleben unseres Volkes kein Anlaß vorhanden.

Ueberdies aber hat auch das Bild von der Vorzeit der Universitäten manche falsche Züge aufgenommen, die zu ungerechten Vergleichungen mit dem Bilde der Gegenwart führen. Die

menschliche Erinnerung hat die edle Neigung, vorzugsweise bei den Glanzpunkten der Vergangenheit zu verweilen und über die großen Momente die Kleinlichkeiten und Hindernisse zu vergessen, aus deren Bann sie hervortreten. Diese Neigung spielt keine geringe Rolle bei dem Herausstreichen der früheren Culturmacht der Universitäten im Vergleich mit dem Einfluß, den sie heut zu Tage ausüben. Dem verklärenden Rückblicke erscheinen die Universitäten gern als die eigentlichen Urheber der Neubelebung des Wissens zur Zeit der Humanisten, als die Geburts- und Pflanzstätten der Reformation, als Freistätten für die Entwicklung der neuen Ideen von Aufklärung und Denkfreiheit, von Kirche und Staat, als Schutzstätten endlich des Naturwissens, das uns vom Aberglauben und von der Autorität veralteter Anschauungen befreite und ohne Beschädigung des reinen Erkenntnißtriebes zur Verwerthung für das sociale Volkswohl sich darbot. So erscheinen unserem Rückblicke auf allen Gebieten die Universitäten als leitende Factoren des Culturfortschrittes unseres Volkes, während wir doch zaudern, den jetzigen Universitäten eine eben solche Bedeutung zuzugestehen.

In diesem Bilde nun von dem früheren Einfluß der Universitäten auf den Fortgang der Volksbildung pflegen wir in der That weit aus einander liegende Zeiten und vereinzelte Elemente zu einem Momente zusammen zu ziehen, auf den wir nun im Ganzen eine Bedeutung übertragen, welche keineswegs in Bausch und Bogen allen Zeiten und allen Elementen zukommt, welche zusammengefaßt worden sind. Ein historischer Rückblick auf die einzelnen Entwicklungsprocesse dieser Gesammtmomente offenbart uns vielmehr sehr mannichfaltige Bilder von Vorschreiten und Zurückhalten, von Kampf des Neuen mit dem Alten. Und wir sehen dabei leider die Universitäten vorzeiten keineswegs stets in der Vorderlinie des Culturfortschritts stehen. Eine aufmerksame Betrachtung der Universitätsgeschichte in diesem Sinne und ein

Vergleich zwischen sonst und jetzt dürfte leicht zu einer ganz anderen Ansicht über die gegenwärtige Culturhöhe derselben führen, als diejenige ist, von deren Bezweifelung wir ausgingen.

Die Wiederbelebung eines geistvolleren Studiums der Schriften des klassischen Alterthums in Deutschland verdanken wir unstreitig Männern, welche Universitäten besucht hatten; aber diese Universitäten haben lange Zeit keinen Anspruch auf den Ruhm, den strebsamen Geistern die rechte Bildung gegeben und diesen verjüngenden Kräften offenen Zugang dargeboten zu haben. —

Die älteste deutsche Universität Prag blieb während des ganzen funfzehnten Jahrhunderts fast unberührt von der neuen Bewegung. In Böhmen gab es außer der Universität Männer, die so sehr die Pflege der klassischen Studien betrieben, daß man sogar Nachtheil für die Volkssprache von ihrem Einfluß besorgte. „An allem dem nahm die Universität als solche sehr wenig Antheil", sagt ihr Historiograph Tomeck. Vergeblich eiferten Huß und Andere in Volkspredigten gegen die veraltete scholastische Studienart der Universität; vergeblich verlangten selbst die Schöffen der Stadt in einer 1512 von ihnen veranstalteten Versammlung eine Aufnahme der humanistischen Studien; wenig nutzte es, daß ein patriotischer Bürger tausend Schock böhmischer Groschen vermachte zur Besoldung eines griechischen Lectors, welcher Homer's Ilias lesen sollte: die Universitätsmagister hielten an ihren veralteten Studien fest. Bald entfernten dann die kirchlichen Unruhen, — bemerkt Tomeck — „jede Hoffnung auf eine Reform im Sinne der Stände auf lange Zeit".

Nicht viel besser erging es dem Humanismus an der zweiten berühmten Universität Wien. Als im Jahre 1422 ein Magister die scholastischen Disputationen offen für Phantastereien erklärte, welche endlich den Verfall der Schule herbeiführen müßten, wurde

der Magister von der Facultät ausgeschlossen, bis er sich zu einem demüthigen Widerrufe verstand. Um die Mitte des Jahrhunderts gab das Verweilen des italienischen Humanisten Aeneas Silvius in Wien dem neuen Streben einigen Rückhalt. Es bildete sich eine Partei der jungen Lehrer wider die alten Scholastiker, aber einen Facultätssitz vermogten dieselben nicht zu erringen. Nur Duldung ihrer Vorträge war zu erlangen, nur unter dem Druck der herrschenden Scholastik konnten sie für die neuen Studien wirken. Selbst als Kaiser Maximilian I. im Jahre 1490 daran ging die Studien im neuen Sinn zu reformiren, widerstand die Universität noch hartnäckig eine Zeit lang, bis im Jahre 1499 auch von der betreffenden Facultät die Nothwendigkeit humanistischer Studien gesetzlich anerkannt wurde. Ein volles Jahrhundert also hatte der Humanismus um diese Anerkennung kämpfen müssen. Nun feierte derselbe in Wien eine kurze Blüthezeit, gestützt durch das Ansehen des vom Kaiser zum Dichter gekrönten Konrad Celtes, der 1497 nach Wien berufen hier seine unruhige Wanderschaft durch Deutschland und Italien abschloß. Daß aber die Gegner nicht ausgestorben waren, erfuhr noch Hutten im Jahr 1511, als ihm der damalige Rector, ein Feind der Humanisten, verwehrte über die Verskunst zu lehren. Ueberdies wurde bald auch hier der neue Aufschwung wieder gehemmt durch die beginnenden Religionsunruhen des Reichs. Die Humanisten wurden wieder als Poeten gering geschätzt und als Neuerer und Freidenker gefürchtet. Nun hatte aber Papst Martin V. schon zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts die theologische Facultät mit der sorglichen Ueberwachung der Ketzereien ihrer Schwestern beauftragt, ihr 1420 sogar die Befugniß eingeräumt über verstockte Ketzer kirchliche Strafen zu verhängen. Mit solchen Mitteln ließ sich bei gelegener Zeit gar leicht die Stagnation der sich kaum entwickelnden Wissenschaft wieder herbeiführen; die Wissenschaft der Wiener Universität ist auch durch sie für Jahrhunderte brach gelegt worden.

Auch in dem 1387 gestifteten Heidelberg vermogte der

freiere Humanismus nur mühsam aufzukommen gegen die scholastischen Haarspaltereien, bei denen die nominalistischen Kämpfe der Lehrer wider die gesetzlich verpönte Behauptung von der Realität der Gattungsbegriffe nicht selten in den Schlägereien der Studenten sich fortsetzten. In dem Kampf um den Durchbruch des besseren Wissens vertraten gewöhnlich die Kurfürsten das Vernünftige gegen die Unvernunft der Universitätsprofessoren. Kurfürst Philipp berief im Jahr 1477 den berühmten Humanisten Johann Wessel, um ihn an der beabsichtigten Reform der Universität Theil nehmen zu lassen. Das Vorhaben mißlang, weil die Universität sich gegen die Neuerung abschloß. Nicht einmal die Anstellung eines Professors der griechischen Literatur wollte sie gut heißen. Die berühmtesten Humanisten, Agricola, Oecolampadius, Reuchlin verweilten damals in Heidelberg, hielten auch einzelne Lectionen an der Universität; aber diese fühlte keinen Beruf sie als Mitglieder aufzunehmen. Der Kurfürst fesselte diese Männer durch gute Besoldung an seinen Hof und ließ wenigstens dem Unterricht der Prinzen ihren Einfluß zu Gute kommen; aber die Universität schloß sich gegen diese Männer ab. Melanchthon bewarb sich dort im Jahre 1511 vergebens um die Magisterwürde; man wußte, daß er kein Freund der Scholastik war. Erst zwei Jahre später anerkannte wenigstens die Artistenfacultät, daß es ihr an einem Vertreter der allgemein bildenden Humanitätsstudien fehle; aber ihr Gesuch um Berufung des berühmten Erasmus ward von dem betreffenden Universitätscollegium nicht einmal einer Antwort gewürdigt. Als darauf nach dem Abzug vieler Studenten endlich die Erkenntniß durchbrach, daß Etwas geschehen müsse, wurden doch nur so geringe Mittel zur Verfügung gestellt, daß die berufenen ausgezeichneten Männer schon nach wenigen Jahren an anderen Universitäten oder häufiger noch an städtischen Gymnasien Stellungen suchten, die ihnen verstatteten von Nahrungssorgen freier zu leben. Erst am Ende des fünfzehnten und zu Anfang des sechszehnten Jahr-

hunderts ward Heidelberg auf kurze Zeit wirklich zum Sitz der bedeutendsten, vorwärts strebenden humanistischen Geister.

Zu Tübingen war der Hergang kein andrer. Als Melanchthon, von Heidelberg abgewiesen, dort 1514 begann die Universitäts-Jugend für das Studium des Griechischen zu begeistern, sahen seine Collegen darin eine gefährliche Neuerung und mißgönnten dem jungen Privatdocenten den Beifall der akademischen Jugend, welche durch ihn den Geschmack an der alten, überlebten Scholastik verlor. Man war durchaus nicht geneigt, ihm für die griechische Literatur einen eignen Lehrstuhl zu schaffen, verdächtigte vielmehr seine wissenschaftliche und religiöse Richtung, und verbitterte ihm seinen Aufenthalt so sehr, daß er mit Freuden im Jahre 1518 dem Rufe nach Wittenberg folgte. Nach einem Decennium hatte er die Genugthuung, vom Herzog von Würtemberg gebeten zu werden, eine Reform eben der Universität, die ihn hatte ziehen lassen, in die Hand zu nehmen. Melanchthon konnte dem Auftrage nicht nachkommen, aber der Herzog ruhte nicht, bis er trotz allen Sträubens der Professoren im Jahr 1535 durch eine neue Studienordnung die Scholastik abgeschafft, die alten Sprachen in ihre Rechte eingesetzt und eine reine, lautre Philosophie vorgeschrieben hatte.

Unter allen Universitäten räumte nur Erfurt, diese schon durch ihre 1392 erfolgte Gründung freiere Bürgeruniversität, auf der Hutten, Luther und andre helle Köpfe ihre Bildung suchten, fast ohne Kampf Anfangs dem Neuen ein Plätzchen neben dem Alten ein. Und doch verdankte der Humanismus diese stille Duldung wohl nur dem unpolemischen ersten Auftreten seiner dortigen Anhänger; wenigstens wankte das gute Einvernehmen sofort, als Hermann von dem Busche auf seiner Wanderung im Jahr 1504 dort mit Eifer für die neuen Studien auftrat und es durchsetzte, daß seine Anhänger die alten Schulbücher öffentlich und feierlich verwarfen. Bald darauf ließ sich bei dem bekannten Reuchlin'schen Streit, über die von dem getauften

Juden Pfefferkorn empfohlne Verbrennung aller jüdischen hebräischen Bücher, selbst das freie Erfurt von dem unfreien Köln in's Schlepptau nehmen. In dem vom Kaiser geforderten Gutachten sprach selbst Erfurt sich ungünstig aus über die Sache der hebräischen Bücher. Selbst der Kölner Verdammung des Reuchlin'schen Augenspiegels, dieser nothwendigen Vertheidigungsschrift Reuchlin's gegen die unwürdige Beschuldigung von den Juden bestochen zu sein, schloß sich auf Ansuchen die Erfurter theologische Facultät an. Weil Reuchlin's Gutachten dahin ausgefallen war, „daß man der Jüden Bücher nicht solle verbrennen, sondern sie durch vernünftige Disputationen sanftmüthig und gütlich zu unserm Glauben mit der Hilfe Gottes überreden" und weil er damit den Vorschlag verband, der Kaiser möge vielmehr befehlen, daß jede deutsche Universität auf zehn Jahre zwei Lehrstühle der hebräischen Sprache errichte, wozu die Juden die Bücher herzugeben hätten, wurde er beschuldigt, den jüdischen Unglauben zu begünstigen, auch den Juden neuen Anlaß zum Spott wider die Christen zu geben. Wenn das Erfurter Facultätsurtheil dabei mit großer Anerkennung von der Gelehrsamkeit Reuchlin's sprach, so mußte dies den Spruch Erfurts eigentlich noch mehr herabsetzen, denn um so bedenklicher hätten seine Theologen sein sollen, mit den Kölnern und dem Proselyten Pfefferkorn zusammen zu gehen anstatt mit dem gelehrten Reuchlin. Daß die übrigen Facultäten, unter denen wenigstens die juristische um ihre Zustimmung ersucht worden war, dem Beschlusse nicht beitraten, änderte für das Ansehen der Universität nicht viel, denn ein Glied derselben hatte dem bis dahin freiesten Sitz des Humanismus einen Schandfleck aufgeheftet und die übrigen Glieder hatten Nichts dawider gethan. Es ist begreiflich, daß grade dieser Reuchlin'sche Streit dem Faß den Boden ausschlug und die Humanisten aufstachelte zur Abfassung der 1516 erschienenen Briefe der Dunkelmänner, die mit beißender Satire das Unwesen der gelehrten Pedanterei und der geistlichen Heuchelei der Universitäten geißelten.

So erscheinen uns also bei diesem Vordringen des Humanismus die Universitäten weit längre Zeit nur als Tummelplätze des Kampfes, denn als Zufluchtsstätten der neuen Richtung. Die hervorragenden Geister der letztern konnten nur mit großer Mühe ihren Platz auf denselben erkämpfen, wurden oft von ihnen ausgeschlossen oder verdrängt und fanden viel leichter und häufiger eine freie Stätte ihres Wirkens an den von Fürsten oder Städten abhängigen Gymnasien, als an den vom Zunftgeist gelehrter Pedanten beherrschten Universitäten.

Als dann endlich dennoch das überlegne Wissen der Neuerer mit Hülfe verständiger Fürsten mehr und mehr zum Siege durchdrang, mußte dasselbe abermals eine Hemmung erleiden durch das stärkere Ergriffensein des ganzen Volkes von der religiösen Zeitbewegung. Die Reformation, Anfangs im Bunde mit dem Humanismus, drängte doch bald das Interesse an den gelehrten Studien in den Hintergrund, was die Humanisten schmerzlich beklagten und was Manche von ihnen der neuen Bewegung abhold machte.

Was nun die Reformation selbst betrifft, so war allerdings die Universität Wittenberg, an der Luther seit 1508 als Professor der Theologie lehrte, die Geburtsstätte derselben. In wie weit aber den Universitäten auch das wesentliche Verdienst der Ausbreitung gebührt, darüber läßt sich streiten. Krabbe in seiner „Geschichte der Rostocker Universität im funfzehnten und sechszehnten Jahrhundert" behauptete, die Reformation sei unverkennbar von den Universitäten getragen und durchgeführt worden. Dem stellte Kampfschulte in seiner Erfurter Universitätsgeschichte im Anschluß an Döllinger die Behauptung entgegen, „das Beginnen des Wittenberger Reformators hätte nicht jene welthistorische Bedeutung erlangt, wäre freie, ungezwungene Beistimmung der Universitäten Bedingung seiner Durchführung gewesen." — Luther selbst setzte kein großes Vertrauen auf die Unterstützung seiner Sache durch die Universitäten. „Die Univer-

sitäten und der Papst" — so schreibt er einmal bei Besprechung der Leipziger Disputation an Spalatin — „werden, deß sind wir gewiß, sich entweder garnicht oder gegen uns erklären."

Beide einander widersprechende Ansichten haben Recht und Unrecht, je nachdem Zeiten und Universitäten unterschieden werden oder nicht. — Anfangs würde allerdings ohne gewaltsame Einmischung der Fürsten, Stände und Städte die Bewegung an den Universitäten leicht einen von dem gegenwärtigen Zustand der Dinge sehr abweichenden Verlauf genommen haben. Hatte es doch gemäß der Volksneigung den Anschein, als könnte Oesterreich der protestantische Hauptstaat Deutschlands werden. Orlandini, der erste Geschichtschreiber der Jesuiten gesteht selbst: „In Ferdinands Erblanden ist kaum mehr der dreißigste Theil der Einwohner von ketzerischen Ansichten frei."

Dem entsprach die Stimmung der Wiener Universität abgesehen von der theologischen Facultät. Schon auf dem Constanzer Concil hatte der päpstliche Vertreter über die ketzerischen Neigungen an der Wiener Universität Klage geführt. Ueber den Erlaß der Bulle Leo's X. gegen Luther im Jahre 1520 entstand an der Wiener Universität ein heftiger Streit. Ein Jahr lang ließ man die Encyclica in der Kanzlei liegen, erst der theologische Rector des nächsten Jahres setzte die Veröffentlichung durch. Paulus Speratus, der im Jahre 1522 am Stephan's-Dom zu Gunsten Luther's und wider die alte Universitäts-Scholastik predigte, mußte zwar vor den Nachstellungen der Theologen flüchten, aber unter den Professoren der Universität fand er keinen geringen Anhang. Nur mit Gewalt vermogte Kaiser Ferdinand dem Wachsen der Ketzerei zu steuern durch ein Decret vom Jahr 1524, nach welchem Niemand zum Lehramt an der Universität zugelassen werden sollte, dessen römisch-katholische Gesinnung zweifelhaft sei. Der Besuch Wittenberg's als des Pfuhl's aller Pestilenz wurde untersagt, das System der Denunciation eifrig gepflegt. Trotzdem erhielt sich die freie Richtung unter den Universitätsgliedern

so zäh, daß Maximilian II. ihr Rechnung tragend, das Zugethansein zur christlichen Religion als genügende Bedingung zur Erlangung eines Lehramtes gelten lassen wollte. Noch 1571 waren die meisten Mitglieder der philosophischen Facultät der evangelischen Lehre zugethan. Erst mit Hülfe des kurz zuvor gestifteten Jesuitenordens gelang es der Regierung hier wie in Prag die protestantische Bewegung des Landes zum Stillstand zu bringen. Damit war dann aber auch thatsächlich für einige Jahrhunderte die wissenschaftliche Bedeutung dieser ältesten deutschen Universitäten brach gelegt.

Umgekehrt verhielten sich Anfangs die Universitäten in den später protestantischen Ländern. In Erfurt fand zuerst die Reformation fast leichter Eingang als in Wittenberg selbst. Aber die entbrennende Heftigkeit des Kampfes, das Pfaffenstürmen in der Stadt und die Bauernunruhen thaten der guten Sache Abbruch und schafften den Katholischen an der Universität wieder die Oberhand. Dieselben wurden nach dem Westfälischen Frieden wieder in den Vollbesitz der Universität gesetzt und nur ein evangelisch-theologischer Professor außerhalb der Facultät wurde belassen. — Das 1506 gestiftete Frankfurt an der Oder that sich noch zur Reformationszeit dadurch hervor, daß es sich nicht scheute, einem Tezel das theologische Doctorat zu ertheilen. Kein Wunder daher, daß auch nach Einführung der Reformation durch die Regierung im Jahr 1536 die papistische Neigung blieb, bis die katholischen Professoren allmählig ausstarben oder davon gingen. Auch der Rostocker Universität fehlte es nach Krabbe's eigner Bemerkung zur Zeit der Einführung der Reformation im Jahr 1531 an Persönlichkeiten, welche mit Bewußtsein und Energie die Prinzipien derselben vertreten konnten; vielmehr setzten die Anhänger des alten Glaubens an die Stelle des bisherigen Kampfes eine lähmende Passivität, durch welche die Universität eine Zeit lang verfiel, bis neue Kräfte herangezogen waren. Ebenso ließen in Leipzig erst nach hartem Kampfe im Jahr 1539 die zu dem Zweck versammelten vier Nationen der Universität den abgeordneten fürstlichen Commissarien ihre Bereitwilligkeit zur Annahme der Reformation erklären. — Abweisender noch verhielt sich längere Zeit Heidelberg, von dem schon 1523 der Kurfürst Lud-

wig vergeblich eine Prüfung der Lehre Luthers verlangte. Erst der Zug der akademischen Jugend trieb allmählig die Professoren zur Reform, die dann im Jahr 1557 auf Bitten des Kurfürsten Otto Heinrich der einst abgewiesene Melanchthon in die Hand nahm. Unter diesem Einfluß ward dann Heidelberg eine Weile der berühmte Sitz des nach ihm genannten Philippismus. Später wogten unter dem wechselnden Einfluß verschiedener Kurfürsten die calvinistischen und lutherischen Strömungen an der Universität auf und ab, bis seit 1697 die Jesuiten dort Fuß faßten, denen nach Aufhebung derselben im Jahr 1773 der kaum minder schädliche Einfluß der Lazaristen folgte, so daß erst seit 1803 unter Karl Friedrich die Universität wieder neu erstand.

In Tübingen waren die Professoren ebenfalls nicht geneigt, die im Jahr 1535 vom Herzog beschlossene Reformation anzunehmen. Ein Scholastiker Lempp, der seinen Zuhörern die Transsubstantiation an die Tafel zu zeichnen wußte, ließ den Paulus nicht lesen, weil ihn Luther so oft citire. Mehrere gegnerische Theologen mußten dispensirt werden, manche Lehrer und Schüler zogen freiwillig fort. Der Professor Zasius von Freiburg schrieb: „Unsere Universität wächst wunderbar, täglich kommen Magister und Scholaren von Tübingen, welche den lutherischen Abfall, der dort eingeführt zu werden beginnt, verabscheuen.“ Daß auch der Kanzler der Universität, ein hoher Würdenträger der Kirche, auf und davon ging, war am schlimmsten für die Universität, die ohne dazu befugten Kanzler gar keine Promotionen vornehmen konnte. Erst neue Berufungen brachten eine so entschiedene Wendung zu Wege, daß Tübingen bald ein Hauptsitz der lutherischen Strenggläubigkeit ward.

So sehen wir allerdings, daß die Reformation schwerlich durchgedrungen wäre, wenn ihre Annahme einzig und allein von dem guten Willen der Universitätsprofessoren abhängig gewesen wäre. Die Gewalt der von der Reformation ergriffenen Fürsten und Städte, von denen die Universitäten abhingen, mußte das Joch der alten Tradition brechen, durch Heranziehung neuer Lehrkräfte oder durch Gründung neuer Hochschulen im Geiste der Reformation, deren Zahl grade deshalb in dieser Zeit so ungebührlich zunahm. Indessen rascher vollzog sich doch dieser religiöse

Umschwung als früher die Aufnahme des Humanismus und wir erkennen wohl in dieser gewachsenen Zugänglichkeit für die neuen Ideen einen grade durch den Humanismus vorbereiteten Fortschritt der Universitätsbildung.

Leider führte aber die Heftigkeit dieses Umschwungs bald zu einer solchen Einseitigkeit, daß der Segen des Fortschritts den Universitäten erst im langsamen Kampfe von Jahrhunderten vollauf zu Gute kommen konnte. Gar bald ward der religiöse Fortschritt selbst zum Hemmschuh einer freien wissenschaftlichen Fortentwickelung der Theologie sowohl, wie auch aller andern Wissenschaften.

Für die von der Reformation ergriffenen Geister, denen der Glaube eine Sache freier Ueberzeugung jedes Einzelnen sein, denen nicht der Papst oder das Kirchenconcil die Norm des Glaubens vorschreiben sollte, war die Durchbildung des verjüngten Christenglaubens im vielgewandten Kampfe allerdings unvermeidlich. Die Grenzscheide zwischen dem alten und dem neuen Glauben war vielfach ebenso schwer zu ziehen wie die zwischen wahrer und falscher Richtung der Neuerung selbst. Die Gefahren ungewollten Rückfalls zum Katholicismus oder zu weit gehenden Abfalls vom Christenglauben selbst schienen bald hier bald dort drohend hervorzutreten.

So fehlte es nirgend an Zündstoff zu religiösen Zwistigkeiten, die ganze Theologie gewann dadurch einen vorwiegend polemischen Charakter. Den Professoren waren bald, wie Spener bemerkt, in der Bibel nur die sedes controversiarum von Interesse. Der Name Controversprofessor galt den Universitätstheologen als Ehrentitel. Diese Streittheologie des ersten nachreformatorischen Jahrhunderts griff wieder zu den freilich sehr stark vom Rost angefressenen, aber doch immer noch vorräthigen Waffen der alten Scholastik, zur Subtilitätenweisheit und verfolgungssüchtigen Unduldsamkeit.

Mag nun diese leidige Dogmenzänkerei der Theologen innerlich noch so erklärlich gewesen sein und mag man es allenfalls für ein culturhistorisches Glück halten, daß diese Zänkereien hauptsächlich auf dem doch immerhin umschränkten Universitätsboden ausgefochten wurden, mag man selbst behaupten, daß manche

dieser Zänkereien Keime einer werdenden theologischen Wissenschaft einschlossen: so kann doch unter Kundigen Niemand behaupten, daß die Universitätstheologie der früheren Jahrhunderte vor der heutigen, gleichviel welcher Richtung, in Rücksicht ihrer Geistesfreiheit und Wissenschaftlichkeit einen Vorzug verdient. Döllinger hat ganz mit Recht behauptet (in seinem Buche: Kirche und Kirchen, Papstthum und Kirchenstaat. 1861), „die lutherische Rechtgläubigkeit habe fast zwei Jahrhunderte lang die Theologie als unterwürfige Dienstmagd gebraucht, indem sie dieselbe auf Dogmatik und Polemik beschränkte und sie ihrer beiden Augen, des Bibelstudiums und der Kirchengeschichte beraubte".

Rügend bemerkt der Professor Heinrich Majus zu Gießen in seiner 1697 erschienenen Praxis pietatis, als er sein Lehramt angetreten, sei auf den wenigsten Universitäten Deutschlands oder eigentlich auf fast gar keiner, die Auslegung der heiligen Schrift mit Ernst getrieben. Dasselbe bezeugten Spener und Francke, es komme vor, daß in 5 bis 6 fleißig zugebrachten Studienjahren nicht eine einzige exegetische Vorlesung mit einbegriffen sein konnte. Francke versichert, daß in seiner Studienzeit in Leipzig nicht einmal eine Bibel oder ein Testament bei einem der dortigen Buchhändler habe aufgefunden werden können. Noch 1723 und 1728 zeigen Leipziger Kataloge nur Vorlesungen über sogenannte dicta classica an. Daß es sich in Jena, Marburg, Rostock und anderen Universitäten ähnlich verhielt, hat Tholuck in seiner Vorgeschichte des Rationalismus aus den derzeitigen Universitätskatalogen dargethan. „So kam es denn dahin" — sagt Tholuck — „daß die lutherische Kirche die Wurzel, aus der sie entsprungen, gänzlich vergessen konnte, zu einem so totalen Verfall des exegetischen Studiums auf den Universitäten". — Wie war auch an eine wissenschaftliche Darlegung des biblischen Inhalts zu denken, wenn es schon für Ketzerei galt, mit Jungius und Anderen zu behaupten, das neue Testament sei nicht im reinsten Griechisch geschrieben! Die Wittenberger Fakultät wollte höchstens Hebraismen im neuen Testamente zugestehen und erklärte 1638 in einem Gutachten, labem barbarismorum et soloecismorum anzunehmen, wäre blasphemia gegen den Urheber der heiligen Schrift, den heiligen Geist. Wie kläglich erscheint der Ausweg, der da-

mals vielen Anklang fand, die über den Purismus der Schrift erhitzten Gemüther durch die Behauptung zu beruhigen, das neue Testament rede hellenistisch, die hellenistische Sprache aber sei weder nur hellenisch noch hebraistisch, sondern eine ihre eigenen Gesetze bei sich tragende Mischung, gegenüber der wissenschaftlichen Arbeit eines Winer in unserm Jahrhundert zur Begründung einer Grammatik und Lexikologie des neutestamentlichen Sprachidioms! — Eine Exegese, welche frei nach eigenem Gesetz waltet, deren Gesetz Grammatik und historische Interpretation sind, beginnt erst wieder gegen Ende des vorigen Jahrhunderts mit Ernesti, mit dessen Richtung auch Dorner in seiner Geschichte der protestantischen Theologie die Entstehung der biblischen Theologie als einer besonderen Wissenschaft in Zusammenhang bringt. Denn so bereitwillig auch das Verdienst des Spener'schen und Francke'schen Pietismus um die Erneuerung einer praktischen Bibelkunde anerkannt werden mag, der Ertrag dieser Bemühungen für die wissenschaftliche Bibelkenntniß blieb doch gering. Aber charakteristisch für den theologischen Universitätsgeist ist es, daß diese pietistische Auflehnung eines wahrhaft frommen christlichen Gefühls gegen das elende Dogmengezänk theologischer Schulweisheit an den meisten Universitäten zuerst Unterdrückung und Verfolgung erfuhr, daß es erst der Gründung einer neuen Universität in Halle bedurfte, um dieser Richtung eines neuen Geistes eine Zufluchtsstätte darzubieten.

Schlechter noch als mit der Exegese stand es lange Zeit mit der Vertretung der Kirchengeschichte auf deutschen Universitäten. Nur Helmstädt hat von Anfang an die Kirchengeschichte in den Lehrkursus mit aufgenommen, es glänzte auf diesem Gebiete durch die beiden Calixte; aber es blieb das eben lange eine rühmliche Ausnahme. Die Kirchengeschichte hatten sonst gemeiniglich die Professores historiarum beiläufig mit zu berücksichtigen und diese Geschichtsprofessuren selbst waren meist Anhängsel irgend einer andern Professur, waren bald mit der Professur der Poesie, bald mit der der Logik oder auch mit dem Jus verbunden. Nur vereinzelt kommen bis Mitte des 18. Jahrhunderts Versuche einer selbstständigeren Entwickelung der Kirchengeschichte vor und bis dahin ist auch Kirchengeschichte kein Gegenstand der Candidaten-

prüfung. Gehindert werden Versuche dieser Entwickelung der Wissenschaft zumeist durch die herrschenden Vorurtheile der Universitäten selbst. Als im Jahre 1624 ein Magister Helmreich sich dem Churfürsten zu einer außerordentlichen Professur der Kirchengeschichte in Wittenberg anbietet, verlangt der Fürst ein Gutachten des Geschichtsprofessors und dieser scheint eine solche Professur für überflüssig erklärt zu haben, sie kommt deshalb nicht zu Stande. Einem ähnlichen Gesuch des Magisters Sieber in Leipzig vom Jahre 1714 widersetzt sich auch dort in Betreff des Titels professor historiarum ecclesiasticarum als einer Einschränkung seiner bisher gehabten Profession der Geschichtsprofessor Mencke. Als eigenes ordentliches Colleg kommt die Kirchengeschichte in Leipzig erst im Jahre 1778 auf. Etwas besser steht es mit der frühzeitigen Vertretung dieser Wissenschaft nur auf den Universitäten Straßburg, Erfurt, Jena und Kiel, Regel ward dieselbe erst seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts mit Semler; aber können sich wohl die damaligen Kirchenhistoriker, die Schröckh, Spittler, Henke, Planck und Andere mit den Kirchenhistorikern der Universitäten unseres Jahrhunderts messen?

Zur wahren Geschichtsbetrachtung fehlte damals noch die nöthige Freiheit des Geistes und diese Freiheit hat die Universitätstheologie gewiß nicht allein aus sich selbst gezogen, verdankt sie vielmehr wesentlich dem Einfluß und Anstoß von Männern, die zwar dem Geiste nach recht mitten in diesem Wissen um die Religion, aber der äußeren Stellung nach draußen standen oder gehalten wurden, verdankt sie Männern wie Lessing und Reimarus, den Philosophen Wolff und Kant und in unserm Jahrhundert vor Allem David Strauß, den die Universitätstheologen gewiß sehr zu ihrem eigenen Schaden von ihrem Boden abgedrängt haben. Kurz, wenn auch unstreitig die Befreiung von dem mittelalterlichen Kirchendruck durch die Reformation vorzugsweise auf deutschen Universitäten durchgekämpft ist und wenn auch den protestantisch-theologischen Facultäten derselben der wesentlichste Antheil an der Begründung einer theologischen Wissenschaft zukommt, so hat doch die Universitätstheologie dazu früher mehr als jetzt eines Anstoßes von außen bedurft und ist zu keiner Zeit so

sehr mit allen Mitteln sprachlicher, historischer und philosophischer Forschung ausgerüstet gewesen wie eben jetzt.

Diesem wissenschaftlichen Fortschritt gegenüber erscheint allerdings das auch heut zu Tage nicht fehlende Zurückbleiben und Zurückschrauben der geistigen Entwickelung um so tadelnswerther, aber auch die beschränkteste protestantische Theologenfacultät Deutschlands würde doch heute nicht mehr wagen, wie dies die Wittenberger Facultät im Jahre 1695 in ihrer „christlichen Vorstellung" that, die Ansicht zu vertheidigen, die symbolischen Bücher seien nicht allein in Sachen der Lehre, sondern auch in andern Stücken die nach der Schrift der Kirche mitgetheilte göttliche und in allen Punkten verbindliche Wahrheit. Allerdings stellen sich wohl auch heute wieder die meisten deutschen Universitätstheologen feindlich zu den freieren Bestrebungen des Protestantenvereins, aber es führt doch diese Feindschaft nicht zum beschränkten Abwenden von den wissenschaftlichen Leistungen der zum Protestantenverein zählenden hervorragenden Theologen, sondern scheint mehr der Agitation desselben zu gelten und der Besorgniß zu entspringen, es möchten sich dieser Agitation allerlei unlautere, dem Christenglauben selbst fremde Elemente anschließen. Es ist dies, wenn auch unter anderen so doch proportional vergleichbaren Verhältnissen dieselbe Furcht, welche manche katholische Theologen zurückhält, sich der altkatholischen Bewegung anzuschließen. Diese Bewegung selbst aber, die man mit Recht ein Auflehnen deutschen Gewissens und deutscher Wissenschaft gegen römische Herrschsucht und Unwissenheit genannt hat, sollte jeder Protestant und jeder unbefangene Denker als ein unzweifelhaftes Ruhmeszeichen der deutschen Universitäten unserer Zeit ansehen. Die Reformation hat freilich einen rascheren stürmischeren Fortgang im deutschen Volke gefunden, als der Altkatholicismus; aber die altkatholische Reformbewegung unserer Tage hat rascher als die Reformation eine günstige Aufnahme auf den deutschen Universitäten gefunden. Besser als vieles Andere beweist dies, wie sehr im Vergleich mit der Vorzeit die Macht auch der theologischen Wissenschaft an ihnen gewachsen ist.

Daß es bei solcher Sachlage nicht richtig sein kann, die Universitäten von ehedem kurzweg als Freistätten für die

Entwickelung der neuen Ideen von Aufklärung und Denkfreiheit, von Kirche und Staat zu betrachten, liegt auf der Hand. Leicht ist es, an Thatsachen zu erinnern, welche zeigen, daß der freie Fortschritt geistiger Aufklärung gerade auf den Universitäten früher selten ungehinderten Zugang fand.

Schon die meisten Universitätsstatuten hielten bis in unser Jahrhundert hinein hinderliche Bekenntnißschranken für ihr Lehrpersonal fest, deren vollständige Beseitigung ja sogar annoch von dem Unterrichtsgesetz zu erwarten ist. — Aber auch innerhalb dieser confessionellen Schranken gab es ja noch mancherlei Beschränkungen, welche der freien Entwickelung der Wissenschaft feindlich und hemmend entgegen traten. Vor Allem braucht nur daran erinnert zu werden, wie lange es gedauert hat, bis diejenige Wissenschaft, die der vollsten Freiheit mehr als jede andere bedarf, die Philosophie auf den Universitäten ihre berufenen Führer fand. Die scholastische Philosophie hatte sich auf den Universitäten eingebürgert, als aber die Philosophie anfing freiere Bahnen zu wandeln, standen ihre Vertreter, wie Bacon, G. Bruno, J. Böhme, Descartes, Malebranche, Spinoza, Locke, Hume, Leibnitz außerhalb der Universitäten. Selten fanden damals die neuen Bewegungen der Philosophie auf deutschen Universitäten auch nur einmal Beachtung, viel häufiger Behinderung. Lange Zeit blieben Clauberg in Duisburg und etwa Petermann und Sturm in Altdorf die einzigen deutschen Professoren der Philosophie, welche dem Cartesius folgten. Mehrere Universitäten verpflichteten ihre Philosophen statutarisch zur Lehre der alten oder aristotelischen Philosophie, so die Chursächsischen Universitäten, ebenso Heidelberg, Helmstädt und andere und hinderten schon dadurch das Aufkommen einer philosophischen Neuerung; andere verboten ausdrücklich das Lehren des Cartesianismus. Die Marburger Statuten vom Jahre 1653 schreiben der philosophischen Fakultät vor: „Jene Philosophie, die von Cartesius den Namen hat und die an Allem zu zweifeln befiehlt, sollen die Professoren weder selbst billigen, noch der Jugend lehren. Denn die jugendlichen Gemüther können sich leicht an jenes Zweifeln so gewöhnen, daß sie dasselbe dann auch wider den Willen der Lehrer auf die Theologie über-

tragen. Ebenso führt sie auch zur Verachtung des Aristoteles und aller anderen bisher angenommenen Philosophien." Auch in Herborn untersagte 1651 ein Mandat bei Cassation den Cartesianismus. In Gießen, Leipzig, Tübingen, Jena überall wird die neue Lehre von der herrschenden Partei eifrig bekämpft und verfolgt, und wenn daraus so wie aus den bestimmten Klagen über die drohende Gefahr auch gewiß, wie Erdmann bemerkt, ersehen werden kann, daß eben trotz aller Hemmung die neue Philosophie schon Eingang gefunden hatte, so bleibt darum doch ebenso gewiß, daß die herrschende Universitätslehre sich in der bornirtesten Weise gegen ihre Aufnahme und Berücksichtigung zur Wehr setzte.

Es ist kein Wunder, daß die Universitäten, welche sogar Scheu hatten vor dem Cartesius, der als frommer Katholik selbst eine Wallfahrt nach Loretto unternahm, sich noch eifriger abschlossen gegen den jüdischen Freigeist Spinoza. Als der Churfürst von der Pfalz auf Betrieb seines französischen Günstlings Chevreau sich entschloß den Spinoza durch den Theologen Fabricius zur Uebernahme einer philosophischen Professur in Heidelberg einladen zu lassen, ließ dieser übrigens weniger engherzige Universitätstheologe doch in seinen Brief an Spinoza die Clausel einfließen, man hoffe, er werde die Freiheit zu philosophiren nicht zum Umsturze der öffentlichen Religion mißbrauchen, welche Clausel den Philosophen mitbestimmte den Ruf abzulehnen, „weil er nicht wisse, in welche Grenzen die Freiheit zu philosophiren eingeschlossen werde, bei der er die öffentliche Religion nicht stören dürfe." Und nach dem Erscheinen von Spinoza's theologisch-politischem Tractat schreibt eben dieser Fabricius 1671 an Heidegger: „ich erschrecke, wenn ich sehe, daß man so offen Blasphemien gegen unsere Religion vorzutragen erlaubt. — Solche Bücher in Deutschland einzuführen und unter die Jugend zu verbreiten, ist überaus gefährlich. Ja ich meine, es sei auch besser sie geradezu zu unterdrücken, statt sie zu widerlegen, denn der wievielste ist im Stande, die Bedeutung einer solchen Widerlegung recht zu fassen"? — Und dieser Theologe Fabricius war wie gesagt noch einer der Unbefangeneren. Viel schlimmer verfluchte der Kieler Theologe Kortholt in seiner Schrift über die drei

Betrüger diesen Benedictus von Spinoza „welchen man füglicher Maledictum nennen mögte, weil die von dem göttlichen Fluch her dornichte Erde, keinen verfluchtern Menschen, auch keinen, dessen Schriften mit so viel Dornen besetzt wären, hervorgebracht habe.“ — Und was noch schlimmer ist als dieses Theologen Geschimpfe, es kommen bis Ende des vorigen Jahrhunderts kaum Beispiele von Berücksichtigung des Spinoza unter den Universitätsphilosophen vor, es sei denn, daß gelegentlich ein Leibnitzianer gegen ihn zu Felde zieht. Kurz es sah recht kümmerlich mit der philosophischen Freiheit auf den deutschen Universitäten aus und die Führerschaft auf diesem Gebiete hatten sie gewiß nicht.

Erst mit Wolff beginnt auf deutschen Universitäten die leitende Philosophie Sitz zu gewinnen, übernehmen einzelne Universitäten auch auf diesem Gebiete die geistige Führerschaft. An Hemmungen von Seiten ängstlicher Regierungen nicht nur, sondern leider auch der Universitäten selbst hat es aber auch später bekanntlich nicht gefehlt. Wolff selbst wurde von seinen theologischen Collegen angefeindet und höheren Orts verklagt, weil er einen höchst unschuldigen Vergleich zwischen der christlichen und der chinesischen Moral angestellt hatte und die Willensfreiheit geleugnet haben sollte. Wolff mußte 1723 bei Strafe des Stranges binnen 48 Stunden Halle und die preußischen Lande räumen. Er fand eine Zuflucht an der Universität Marburg, bis ihn Friedrich der Große nach Halle zurückrief. Noch 1727 waren Wolffs metaphysische und moralische Schriften ausdrücklich unter die atheistischen Bücher gestellt, deren Druck und Verkauf der preußische König bei lebenslänglicher Karrenstrafe verboten hatte, und es war streng untersagt, über dieselben zu lesen. — Selbst an außerpreußischen Universitäten fand dies Verbot Beachtung. Als in Jena zwei junge Docenten Darjes und Reusch sich als Anhänger Wolff's bezeugten, wurde auf Anlaß einer Klage des Herzogs von Württemberg eine Untersuchung angestellt und dann. von dem im Namen der ganzen Universität abgegebenen Gutachten erklärt, es wäre eine Blame, wenn nach dem preußischen Verbote die Wolff'sche Philosophie noch in Jena gelehrt würde, die Professoren seien eidlich zu verpflichten gegen solche Lehre einzutreten, dieselbe sei zu verbieten. Nur von zwei Pro-

fessoren wurde in einem Sondergutachten die Ansicht vertreten, daß Freiheit der Wissenschaft den Flor der Akademie am meisten befördere. Zu einem Verbot der Wolff'schen Philosophie scheint es trotzdem nicht gekommen zu sein, aber die Universität hatte daran leider kein Verdienst. Auch noch später am Ende des vorigen Jahrhunderts, als Fichte des Atheismus beschuldigt wurde, hat sich die Jenenser Universität keineswegs kraftvoll gezeigt in der Vertheidigung der angegriffenen Freiheit der Wissenschaft.

Als Kant etwas früher im Jahre 1792 seine Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft drucken lassen wollte, konnte er nach der Abweisung, welche Fichte's Kritik aller Offenbarung erfahren hatte, nicht erwarten, von der Halle'schen Theologenfacultät das Imprimatur zu erlangen. Auch in Göttingen war auf die Erlaubniß zum Druck nicht zu rechnen. Um so mehr verdient es rühmend hervorgehoben zu werden, daß die theologische Facultät Königsberg's unbefangen genug war einstimmig den Druck der Schrift zu bewilligen. Aber darüber darf ebenso wenig vergessen werden, daß, als dann Kant durch Kabinetsordre vom 12. October 1794 beschieden war, sich künftighin dergleichen nicht zu Schulden kommen zu lassen, sich sämmtliche theologische und philosophische Lehrer der Universität Königsberg durch Namensunterschrift verpflichten ließen, nicht über Kant'sche Religionsphilosophie zu lesen.

Eine solche Forderung würde heut zu Tage keine Regierung an irgend einer Universität zu stellen wagen und wenn sie es thun wollte, erhielte sie sicherlich nicht die Unterschrift des gesammten Lehrkörpers. Kurz die Freiheit der Wissenschaft ist auch im Geiste der Universitätslehrer selbst erst in diesem Jahrhundert zum allgemeinen unveräußerlichen Grundsatz geworden, und wenn auch nicht bestritten werden kann und nicht bestritten werden soll, daß die geistige Aufklärung schon früher eine wesentliche Stütze an deutschen Universitäten gefunden hat, so gebührt das Verdienst davon doch nicht den Universitäten in Bausch und Bogen, sondern einzelnen Männern an einzelnen Universitäten. Und diese haben selbst mit ihren Universitätsgenossen weidlich zu kämpfen und von ihnen leider oft genug Manches zu leiden gehabt. Das gilt keineswegs von den Philosophen allein, sondern nicht minder von den

Juristen, wenn sie wie Pufendorf und Thomasius freiere Wege einschlugen. Dergleichen uncollegiale und beschränkte Anfeindungen haben nun freilich auch in unserem Jahrhunderte nicht ganz gefehlt, aber im Großen und Ganzen sind die Beispiele solcher Gegnerschaft gegen freie Wissenschaftsbewegung bei uns doch seltener geworden. Und wohl kann man sagen, daß die deutschen Hochschulen noch zu keiner Zeit so einmüthig an der Spitze der geistigen Aufklärung gestanden haben, wie sich dies in unserem Jahrhundert als unabtrennbarer Bestandtheil deutschen Universitätswesens herausgearbeitet hat.

Und was nun endlich den angeblichen Ruhm der Universitäten betrifft, Pflegstätten des aufkommenden Naturwissens gewesen zu sein, so fehlt zu diesem Ruhm der Vorzeit leider nur zu sehr der genügende Grund. Während in Frankreich an der Pariser Akademie, in England an der Royal Society, in Petersburg an der Akademie, in Holland und Italien an den Universitäten namhafte Gelehrte die Naturstudien förderten, fehlte in Deutschland lange Zeit diesen Studien die rechte Unterstützung und wurden dieselben vorzugsweise von Männern außerhalb der Universitäten gefördert. Kopernikus war bekanntlich Canonicus am Domstift zu Frauenburg und Kepler bemühte sich vergebens um eine seiner würdige Professur. Während Tycho de Brahe vom Kaiser Rudolph II. mit einem Jahresgehalt von 3000 Dukaten als Astronom nach Prag berufen wurde, weil der Kaiser ihn zugleich als Astrologen und Alchemisten ausnutzen zu können hoffte, erhielt Kepler durch Wallenstein nur eine elende Professur in Rostock ohne Gehaltszahlung und mußte sich auf dem Reichstage zu Regensburg die Auszahlung seiner Besoldung vergebens erbetteln, in Sorge und Kummer fand er einen frühzeitigen Tod. Seine hinterlassenen zahlreichen Handschriften kaufte die Petersburger Akademie. Der seiner Zeit berühmte Astronom Hevelke war nicht Universitätsprofessor, sondern Bürgermeister zu Danzig, seine Sternwarte erbaute er sich auf eigene Kosten. Die königliche Gesellschaft in London schickte den Astronom Halley 1679 nach Danzig um Hevelke's Forschungen zu prüfen. Halley gab einen günstigen Bericht und die Londoner Gesellschaft machte den deutschen Astronomen zu ihrem Mitglied. Nach seinem Tode

kaufte Delisle die hinterlassene Correspondenz und die Aufzeichnung seiner Beobachtungen für die Pariser Sternwarte. Deutsche Universitäten hatten sich um ihren Landsmann nicht gekümmert. Hätte der als Professor der Mathematik in Göttingen wirkende Joh. Tobias Mayer bei seiner Abfassung der Mondtafeln die nöthige Unterstützung im eigenen Lande gefunden, so wäre er wohl nicht erschöpft von seinen Arbeiten in dem frühen Alter von neun und dreißig Jahren gestorben. Erst acht Jahr nach seinem Tode wurden seine Mondtafeln zu London gedruckt und erhielt seine Wittwe doch wenigstens den sechsten Theil der vom Parlament für dieselben ausgesetzten Nationalbelohnung. War die Unterstützung dieser doch immer hochgeschätzten Himmelswissenschaft auf Universitäten so kümmerlich, so war es natürlich, daß ihre Pflege den nicht akademischen Liebhabern zufiel, welche im Stande waren, die erforderlichen Mittel zum Betrieb dieser Studien aus eigener Kraft zu beschaffen. Ein solcher Mann war noch der 1758 zu Bremen geborene praktische Arzt Olfers. Erst in unserem Jahrhundert sind die besten Sternwarten Deutschlands und die größten Astronomen auf den Universitäten zu suchen.

Mit den Physikern und Chemikern früherer Zeit verhält es sich nicht anders. Auf den Universitäten wirken die Förderer dieser Wissenschaften nicht, oder wenn schon, so finden sie hier doch lange Zeit keinen günstigen Boden. Otto von Guericke war bekanntlich nicht Professor, sondern Rathsherr von Magdeburg, als er die Luftpumpe erfand. Er hatte die Ehre 1654 auf dem Reichstage zu Regensburg seine Versuche zu zeigen, aber keine Universität bemühte sich ihn in ihre Kreise zu ziehen. Aepinus, im Grunde der erste Entdecker des elektrischen Condensators und des Elektrophors, war freilich Professor in Rostock, aber seine Arbeiten veröffentlichte die Petersburger Akademie und er selbst starb in Dorpat. Seit Mitte des vorigen Jahrhunderts begann die neu gegründete Berliner Akademie in Förderung der physikalischen Studien dem Auslande nachzueifern, Euler und Lambert waren ihre Mitglieder, aber der als Präsident berufene Euler zog es bald vor nach Petersburg zurückzukehren. Und Chladni, der Entdecker auf dem Gebiete der Akustik, erwarb sich sein Vermögen vermittelst der von ihm erfundenen oder verbesserten

musikalischen Instrumente, fand Unterstützung bei dem ersten Napoleon und den französischen Gelehrten Laplace, Berthollet und Anderen, auch viel Beifall in deutschen Städten, aber eine Universitätsstadt, Breslau, hat nur die Ehre sein Grab zu besitzen und eine andere, Berlin, die Ehre, seine reiche Mineraliensammlung von ihm als Geschenk erhalten zu haben. — Ganz ähnlich verhielt es sich mit der Pflege der Chemie auf den Universitäten. Beiläufig nahmen sich einige Mediziner wie Sennert in Wittenberg, Stahl und Hoffmann in Halle der Chemie als einer Hülfswissenschaft ihrer Disciplin an, Stahl war allerdings auch der Begründer der berühmten, irreführenden Phlogistontheorie, aber eine ganze Reihe von Forschern auf dem Gebiete der Chemie, wie Glauber, Kunckel, Becher, Neumann, Pott, Marggraf, Scheele, Klaproth, Wenzel, standen außerhalb der deutschen Universitäten. Einige von ihnen verkümmerten, andere gediehen im praktischen Lebensberuf, nur Scheele war die Zierde einer Universität, aber einer auswärtigen, nämlich Upsala's. Eigene Professuren der Chemie kamen auf deutschen Universitäten erst im vorigen, zum Theil wie z. B. in Wien sogar erst in diesem Jahrhundert allmählig auf.

Selbst auf den damals leichter zu pflegenden Gebieten der sogenannten beschreibenden Naturwissenschaften stehen die früheren deutschen Universitäten selten an der Spitze des Fortschritts. Für die Förderung der Mineralogie und die Begründung der Geognosie hat keine Universität früher so viel gethan wie die Bergakademie zu Freiberg im vorigen Jahrhundert. Hier wirkte Werner und eben hier haben Weiß, Mohs, Hausmann, Naumann ihre Kenntnisse und die Richtung gebende Anregung erworben. — Auch auf dem Gebiete der Zoologie hat man Männer, die in der Theorie oder in der Beobachtung Neues leisteten, wie Kielmeyer, Professor der Karlsschule, oder Bloch, praktischer Arzt in Berlin, in Deutschland früher eben häufiger als jetzt außerhalb der Universitäten zu suchen. — Als Universitätswissenschaft gedieh noch am leidlichsten die Botanik, aber es dauerte lange, bis die Gelehrten, welche sie förderten, ausschließlich als Professoren dieser Wissenschaft galten. Meist hatten sie zugleich andere Pflichten zu erfüllen, Fuchs ward 1536 Professor der Medizin und Bo-

tanik in Tübingen, Gmelin 1747 Professor der Chemie und Botanik in Tübingen und selbst im neu gegründeten Göttingen ward Haller noch Lehrer der Anatomie und Botanik zugleich. Und daneben blieben auch auf diesem zugänglichsten Gebiete Männer wie Bode, Camerarius, Hermann, Dillen außerakademische Pfleger der Wissenschaft oder fanden in Holland oder England bessere Aufnahme als in Deutschland. — Die größten Entdecker endlich auf dem Gebiete der menschlichen Anatomie und Physiologie hat man durch mehrere Jahrhunderte nicht auf deutschen Universitäten zu suchen, sondern unter den Gelehrten außerhalb Deutschlands in Italien, Frankreich, England und Holland.

Die deutschen Universitäten erfüllten eben damals andere Culturaufgaben auf enger umschränkten Gebieten bestimmter Geisteswissenschaften, namentlich auf den Gebieten der Theologie, Philologie und Jurisprudenz, und sie verdienen wegen dieser Beschränkung gwiß keinen Tadel, aber ebenso wenig das unbedingte Lob im Vergleiche mit den deutschen Universitäten unserer Zeit. Vielmehr das Gegentheil ist Wahrheit; erst jetzt ist gerade auf unseren Universitäten eine gleichmäßige vielseitige Vertretung aller Wissenschaften und eine volle Freiheit wissenschaftlicher Forschung erlangt worden. Erst jetzt unterscheidet sich Deutschland vortheilhaft von anderen Ländern gerade dadurch, daß die Führer des Wissens die bahnbrechenden Forscher auf fast allen Gebieten zugleich Lehrer an unseren Hochschulen sind. Nur mit scheinbarem Rechte lassen sich dieser Behauptung Schopenhauer und Hartmann entgegen halten zum vorgeblichen Beweis, daß die freie Philosophie sich nicht zur Universitätslehre eigne und daß die Fortschritte derselben sich auch jetzt wieder außerhalb dieser Kreise bewegen. Diesen Geistern der Zersetzung wird nicht lange mehr nachgerühmt werden, daß sie der philosophischen Wissenschaft größere Dienste geleistet haben, als Männer wie Trendelenburg, Lotze, Apelt, Drobisch und die hervorragenden Historiker des Faches. Und sicherlich haben die derzeitigen Universitäten nichts gethan sie von ihrem Lehrkreise auszuschließen. Als Schopenhauer als Docent in Berlin auftrat, kam es darauf an die Gedankenherrschaft Hegel's zu stürzen. Mit feiner wissenschaftlicher Dialektik konnte das geschehen, mit

plumpem Geschimpfe nicht; weil Trendelenburg jene Kunst verstand und anwendete, gewann er rasch den hervorragendsten Einfluß an der Berliner Hochschule, und weil Schopenhauer in seiner Gegnerschaft sich nur auf's Schimpfen verlegte, blieb er außerhalb der Kreise, in welchen die Führung dieser Waffe doch Gottlob noch nicht allgemein als die richtige Weise im Geisteskampfe angesehn wird. Es war somit Schopenhauer's eigene Schuld, daß er keine akademischen Erfolge erzielte. Und Hartmann trotz aller dilettantenhaften Schiefheit und Verworrenheit seiner Ansichten zum akademischen Lehrer der Philosophie zu machen, dazu haben, wie mir bekannt ist, schon manche philosophische Fakultäten entschiedene Neigung gehabt, nur Rücksichten auf sein bedauerliches Körperleiden haben die Ausführung gehindert. Kurz unsere Universitäten sind auch in diesem Punkte gegenwärtig weniger engherzig als je, fast könnte man sagen, sie verdienten jetzt viel eher den entgegengesetzten Vorwurf, daß sie dem Neuen, dem Paradoxen, dem Extremen allzu bereitwillig Licht und Luft gewähren. Denn das allerdings bleibt doch immer eine Hauptaufgabe der Hochschulen, sich nicht in den Strudel dilettantenhafter, von Jahr zu Jahr wechselnder Neuerungen hineinreißen zu lassen, sondern vor Allem mit offenem Sinn für den Culturfortschritt der Zeit doch den festen Stamm gesicherter ruhiger Arbeit unerschüttert zu erhalten. Im Großen und Ganzen wird man aber auch in dieser Rücksicht wohl sagen dürfen, daß unsere deutschen Hochschulen noch zu keiner Zeit eine so glückliche Ausgleichung zwischen vorstürmenden Fortschritt und vorsichtiger Zurückhaltung unter ihren verschiedenen Lehrkräften gezeigt haben wie gerade jetzt. Kurz — mag auch zu gewissen Zeiten auf einzelnen Gebieten durch einzelne Männer auf einzelnen Universitäten Bedeutenderes geleistet sein als jetzt, im Ganzen hat es mit der vielseitigen Gesammtvertretung der Wissenschaften auf den deutschen Universitäten noch nie so gut gestanden wie in unserer Zeit.

2.

Die Lehrart der Universitäten sonst und jetzt.

In Betreff der Lehrart unserer Universitäten mag immerhin noch Mancherlei zu wünschen und zu bessern sein, aber den gegenwärtigen Zustand im Vergleich mit dem früheren geringschätzen kann in der That nur Derjenige, dem die Universitätsgeschichte völlig unbekannt ist. Selbst der gerechte Tadel wirklich vorhandener Fehler führt nicht selten falsche Gedanken zur Abhülfe mit sich und verbindet sich mit einer irrigen Abschätzung der akademischen Lehrweise überhaupt.

Wir können uns nicht darüber wundern, dürfen aber auch nicht vergessen, daß in der Zeit vor der Buchdruckerkunst nur wenige Bücher dem Lehren zu Grunde gelegt werden konnten. Die Juristen mußten sich damals begnügen, die römischen Gesetzbücher und die Decretalen, die Theologen die heilige Schrift, die Mediziner den Hippokrates und den Galen, die Artisten den Aristoteles, Porphyr und Priscian zu erklären. Im Laufe der Zeit wurden noch einige andere alte Bücher hinzugenommen, deren Erklärung oft die Fakultäten den einzelnen Professoren zuwiesen, um die aus der Concurrenz der Bücherwahl entstandenen Zwistigkeiten zu verhüten. Nach dem Kunstausdruck damaliger Zeit las der Professor ein Buch und hörte der Student ein Buch. Mit der zugleich erklärenden Lektüre dieser umfangreichen Bücher fertig zu werden war natürlich schwer oder vielmehr trotz der längeren Studienzeit unmöglich. So kam man auf den Gedanken passende Auszüge aus jenen Büchern zu machen, sogenannte Summen, die man nun las und erklärte. Diese Summen traten bald ganz an die Stelle der Hauptbücher. Es kam dahin, daß das Sentenzenbuch des Petrus Lombardus die Bibel selbst verdrängte, wie schon Roger Bacon im dreizehnten Jahrhundert beklagte. In den engen Rahmen der Erklärung dieser wenigen Bücher mußte nun Alles hinein gezwängt werden, was überhaupt Wissenswerthes mitgetheilt werden sollte. Ohne die künstlichsten und spitzfindigsten Wendungen war dies natürlich unmöglich; und bald führte diese Interpretationskunst zu so bedenklichen Abschweifungen, daß Gre-

gor IX. schon 1228 die Pariser Theologen vor solcher Einmischung fremdartiger Elemente warnen mußte. Dieser Freiheit gegenüber konnte es rathsam erscheinen, das Dictiren zu verlangen. So befahlen denn auch die Statuten der Wiener Universität „jedem Lesenden, daß er getreu und fehlerfrei, langsam und deutlich, mit Angabe der Paragraphen, der großen Buchstaben, Kommata und Punkte, wie es der Sinn verlangt, so dictire, daß es das Nachschreiben erleichtere." Die Studenten sollten etwas controllirbar Zuverlässiges erhalten und bewahren. Bei dem damaligen Büchermangel war es möglich, daß die Studenten dabei gelegentlich in der gewissenlosesten Weise beschwindelt wurden. Fahrlässige Magister dictirten ihren lehrbegierigen Schülern unbekannte, viele Irrthümer enthaltende Schriften, aber angebliche Werke verehrter Meister, um durch deren berühmten Namen mehr Nachschreiber anzuziehen, was in den Prager Statuten von 1367 ausdrücklich verboten werden mußte. Andere Magister, die selbst wahrscheinlich nichts Zuverlässiges zu bieten hatten, dictirten schlankweg recipirte Bücher fremder Gelehrten; so erzählt Schuppe, er habe in den rhetorischen Lectionen eines Marburger Professors Alles fleißig nachgeschrieben, hernach aber gesehen, daß Alles Wort für Wort aus der Rhetorik des Heidelberger Professor Keckermann und eines anderen Gelehrten genommen sei. Auch die Studenten verfehlten nicht von dieser Lehrweise den leicht möglichen Mißbrauch zu machen. In Italien verschrieben sich manche junge Leute die dictirten Hefte Anderer, studirten nach diesen zu Hause und sparten ihr Studiengeld. Die Vornehmen gingen auf die Universität, schickten aber ihre Diener zum Nachschreiben ins Colleg und es fehlte nur noch, meinte Riccoboni, daß die dictirenden Lehrer auch ihre Diener zum Vorlesen auf's Katheder schickten.

Indessen auch abgesehen von solchem Mißbrauch war die ausschließliche Herrschaft dieser Lehrart jedenfalls höchst geistlos; es ist daher begreiflich, daß wiederholt dagegen mit Spott und Ernst aufgetreten wurde. Der hohe Rath zu Venedig erklärte in einem Rescript 1592 das Dictiren für schimpflich und schädlich und verurtheilte jeden Professor, der vom Blatt ablese, zu einer jedesmaligen Strafe von 20 L., die ihm vom Gehalt abgezogen

werden sollten. Auch in Padua wurde das Dictiren wiederholt verboten; ein Professor, der seine hartnäckige Weigerung, das Verbot zu beachten, damit rechtfertigte, daß der Besitz eines glücklichen Gedächtnisses kein großes Verdienst sei, erhielt den Spottnamen „Papier-Doctor“ und wurde durch das Gespött genöthigt, seinem Gedächtniß etwas mehr zuzumuthen. Ebenso wurde in Deutschland viel berathschlagt und verfügt über das Dictiren. Auffallend genug konnten sich namentlich hier die Professoren darauf berufen, daß die Abschaffung gegen die Neigung der Studenten verstoße. Diese wollten etwas Sicheres schwarz auf weiß mit nach Hause tragen. Ebenso mußte in Paris schon 1355 eine besondere Strafe angesetzt werden für diejenigen Zuhörer, welche durch Zischen, anderes Geräusch oder Steinwürfe ihre Lehrer zum Dictiren zwingen möchten. In Deutschland erklärten die Professoren, wenn ihnen von der Regierung befohlen wurde, das Dictiren zu lassen, wiederholt, daß sie dictiren müßten, wenn ihre Collegia nicht leer bleiben sollten. Die Jenenser theologische Facultät erwiederte 1649 auf ein solches Rescript überdies sehr verständig, ein allgemeiner Modus des Lehrens lasse sich nicht durch ein gemeines Statut umschränken, es hänge das Richtige von der Materie und den Zuhörern ab.

Zu welcher nachtheiligen Folge die allgemeine Sitte des Dictirens führte, sieht man besonders an der endlosen Weitschweifigkeit der damaligen Vorlesungen. Als ein Wittenberger Visitations-Decret von 1587 gegen diese Breite auftrat, erwiederten die Professoren, „die lectiones könnten sie nicht zu gesetzter Zeit absolviren, weil man auch daneben dictiren müsse, wollten sie anders ihre Auditores behalten“. — Diese unerschöpfliche Stoffverlängerung, die sogenannte akademische Spinnkunst, die ohne Ende Fäden aus ihrem Leibe ziehen kann, gehörte zu den größten Uebelständen der früheren Universitätslehre. Ein Wiener Theologe Haselbach las nach dem Bericht seines Zeitgenossen Aeneas Silvius zwei und zwanzig Jahre über das erste Kapitel des Jesaias und wurde vom Tode überrascht, bevor er fertig war. Der Tübinger Kanzler Ulrich Penziger las über den Daniel vier Jahre lang in 312 Lektionen, ging dann zum Jesaias über und durchschiffte den Ocean des Propheten in 1509 Vorlesungen wäh-

rend fünf und zwanzig Jahren, begann dann die Erklärung des Jeremias, absolvirte während sieben Jahren in 459 Vorlesungen die erste Hälfte und ward an dem Abschluß durch den Tod in seinem achtzigsten Lebensjahre gehindert. Noch zu Spener's Zeit brauchte Karpzow ein ganzes Jahr, um die neun ersten Kapitel des Jesaias zu erklären. Scheint auch diese Breite unter den Theologen am schlimmsten üblich gewesen zu sein, so waren doch die übrigen Professoren nicht frei davon. Wie gewöhnlich diese nachtheilige Vortragsbreite war, zeigen die vielen allgemeinen Gesetze und Decrete dagegen, die allerdings in nicht minder verkehrter Weise festsetzten, wie viel Stunden oder Wochen die Professoren auf ein Kapitel verwenden sollten.

Zu diesen, aus dem Fehlen eines gelehrten Bücherapparates hervorgehenden Mängeln der Universitätslehre traten in den einzelnen Disziplinen noch besondere hinzu. Namentlich für die Ausbildung in der Medizin und Naturkunde fehlte es an den nothwendigsten Einrichtungen und Hülfsmitteln. Wie konnten auch die Wissenschaften, bei denen das Beobachten und Befragen der Natur selbst die Hauptsache ist, aus den Büchern der Alten gelernt werden! Nach einer Bestimmung der Wittenberger Universität vom Jahre 1508 sollte der Professor der Medizin einmal im Jahr „in einem humano corpore, wenn es vorhanden, was er gelesen, demonstriren und erweisen". Eine Tübinger Vorschrift vom Jahr 1525 begnügte sich gar zu verfügen, daß wenigstens in fünf Jahren einmal Anatomie gehalten werde; erst im Jahre 1606 wird verlangt, daß dies einmal des Jahres statt finde. Zuvor mußten die Studirenden, wenn eine Section statt finden sollte, zusammenlegen, um wo möglich von einem Scharfrichter einen Leichnam zu erkaufen. Wie selten dergleichen Sectionen vorkamen, erkennt man an der allgemeinen Beachtung, die sie alsdann fanden. In einer Wittenberger Säcularrede vom Jahre 1602 wird es als besondere Merkwürdigkeit verzeichnet, daß ein Professor der Medizin Schurf im Jahre 1526 eine anatomische Zergliederung des menschlichen Kopfes angestellt habe. Nach eifriger Verwendung bei dem Rathe erlangte 1567 auch die Rostocker Universität die Möglichkeit anatomische Sectionen vorzunehmen; wie selten aber diese waren, dürfen wir wohl daraus abnehmen, daß noch im Jahre

1741 alle Glieder der Universität zum feierlichen Begräbniß des secirten Körpers eingeladen wurden. In dem Leben des späteren Professors J. G. Gmelin, der in den Jahren 1724—25 in Tübingen studirte, wird als etwas Ungewöhnliches erzählt, daß er der Zergliederung von zwei Cadavern beigewohnt habe. Den medizinischen Professoren wurde auch wiederholt vorgeschrieben, ihre Studenten zu den Kranken ihrer Praxis mitzunehmen, sei es in der Stadt oder auf dem Lande, waren weite Wege zurück zu legen, so wurde ihnen sogar für Pferde ein Roßlohn aus dem Universitätsfiscus gezahlt; aber meist wurde diese Vorschrift vernachlässigt. Entweder unterblieb die Begleitung, weil die Professoren nicht geneigt waren, sich Concurrenz in der allein einträglichen Praxis groß zu ziehen, oder die vorgenommene Cavalcade über Land artete in allerlei Unfug aus. —

Am beliebtesten unter den Naturstudien, auch am bequemsten zu betreiben, war noch die Botanik; aber auch hier wurde besonders aus Büchern gelernt und begnügten sich die Statuten meist den Professoren zu befehlen, ihre Schüler wenigstens zweimal oder etliche Male im Jahr herbatum aufs Feld zu führen. — Feste Einrichtungen zur Unterstützung dieser Studien fehlten lange, die Mühen und Hindernisse ihrer Beschaffung sind äußerst bezeichnend für die früheren Studienzustände. — Terrain zur Anlage botanischer Gärten wird den Universitäten seit dem 16. Jahrhundert häufiger angewiesen, aber für die Ausführung fehlt es oft an Mitteln und bisweilen auch am Willen. In Wittenberg bat die Universität lange vergeblich um die Anlegung des versprochenen medizinischen Gartens, es fehlte an Mitteln. Die Universität verfiel endlich im Jahre 1615 auf einen verzweifelten Weg zur Gewinnung derselben. Ein Student hatte einen Landsmann erstochen, derselbe war erst zum Tode verurtheilt, dann zum Staupenschlagen begnadigt. Da kam die Universität auf die Idee, ihm auch diese Strafe zu erlassen und sich mit Landesverweisung zu begnügen, wenn der Student 300 Gulden zahlen wolle, von welchem Erlös dann der botanische Garten angelegt werden sollte. Der Kurfürst von Sachsen rescribirte diesem Vorschlag entsprechend. Aber naiv genug, hatte die weise Universitätsbehörde sich nicht einmal zuvor um gesehen, ob der Culpant auch 300 Gulden

zahlen könne. Nun fand sich, daß er ganz arm sei. Die Billigkeit verlangte nunmehr, es bei der Landesverweisung zu belassen, ohne Mittel zum botanischen Garten erlangt zu haben; derselbe ist dann wahrscheinlich erst kurz vor 1668 angelegt worden. In Halle wurde schon vier Jahre nach der Stiftung, also 1698, ein Platz zum botanischen Garten angewiesen, aber ebenfalls kein Geld zum Bepflanzen. Hier verpachtete man den größten Theil des Gartens, um durch die Pachtzinsen Mittel zu erhalten, einige fremde Gewächse anzuschaffen. Später nahm man Jedem, der sich zur Promotion in der Medizin meldete, vier Reichsthaler, und Jedem, der zum ersten Mal Botanik hörte, einen Reichsthaler ab zum Besten des Gartens. Erst 1787 gelangte die Universität in den freieren Besitz eines entsprechenden botanischen Gartens. — In Tübingen lagen die zu solchem Institut angewiesenen Gärten zum Unglück hinter den Universitätshäusern, gefielen daher den betreffenden Professoren und ihren Familien besser zum eigenen Gebrauch. Demgemäß setzte der akademische Senat dem Drängen der Regierung den allgemeinen Vorwand entgegen, den Plätzen fehle es zu sehr an Wasser, auch müßte man dieselben zu tief umgraben, was zu viel Unkosten verursachen würde. Die Regierung replicirte, sie merke wohl, daß die vorgeschützten Gründe blos auf Privatrücksichten beruhen, und befehle daher die Herrichtung des Gartens. Der akademische Senat beeilte sich so wenig in der Erfüllung der auferlegten Pflicht, daß erst dreißig Jahre später die Herrichtung vollendet war.

Mit dem Bau anatomischer Theater war man in den meisten Fällen ebenso saumselig. Selbst in dem neuerem Halle, wohin man die berühmten Mediziner Stahl und Hoffmann, aber freilich auch nur diese beiden berief, zwangen erst die übelsten Folgen zum Bau einer Universitäts-Anatomie. Hoffmann gab im Jahre 1718 mit Freuden den ihm lästigen Unterricht in der Anatomie an den Professor Coschwitz ab. Derselbe rückte auf zum Ordinarius und baute sich dafür nun ein eigenes Theater auf seine Kosten, wozu ihm der König nur das ehemalige fürstliche Komödienhaus einräumen ließ. Die Anatomie wurde als Privateigenthum betrachtet, das der jedesmalige Nachfolger für 200 Thaler von dem Vorgänger erstehen mußte, so daß die Pro-

fessur der Anatomie mittelbar käuflich wurde. Erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts schenkte ein abberufener Nachfolger die Summe der Universität und überließ der König derselben das Haus gemeinsam für das anatomische Theater und die Bibliothek. Diese Gemeinschaft gefiel aber den Besuchern der Bibliothek ebenso wenig, wie die Lage des Anatomiehauses am Paradeplatz der Garnison, so daß man sich abermals nach einem schicklicheren Raum umsehen mußte. —

Von eigenen Universitätskliniken ist ebenfalls erst am Ende des vorigen Jahrhunderts die Rede. In Halle hatte zuerst das Francke'sche Waisenhaus für Arme aus der Stadt ein klinisches Institut gebildet; dem Arzte desselben fiel natürlich die Vertretung des betreffenden wichtigsten praktischen Collegs der Mediziner zu. Nach dem siebenjährigen Kriege mußte das Waisenhaus seine Wohlthätigkeit einschränken und traf diese Einschränkung auch das klinische Institut. Das gab den Anstoß zur Einrichtung eines eigenen akademischen Institutes, für welches 1000 Thlr. zu Arzneien und Ausgaben, 100 Thlr. als Besoldung des Direktors bestimmt wurden. — In Tübingen stieß die Anlage desselben erst auf den Widerstand der Stadt, und noch 1797 wurde das Bedürfniß von der Regierung zwar anerkannt, aber die Bitte um Errichtung wegen der erschöpften Kassen abschlägig beschieden. — Selbst auf der alten und bedeutenden Universität Leipzig kam erst im Jahre 1799 durch Uebereinkommen mit einem städtischen Hospital die Einrichtung eines klinischen Instituts in demselben zu Stande, über die Anstalt erhielt erst 1820 der Professor der Klinik das Ephorat, während zuvor der Stadtrath den Hospitalsarzt bestellte, der dann beim Landesherrn zum klinischen Lehrer erbeten werden mußte.

Neben einer so sterilen und kümmerlichen Lehrweise gehörten unstreitig die Disputationen zu den lebendigsten Lehrmitteln der alten Universitäten, in ihnen hatten Geist und Wissen einen freieren Tummelplatz. Aber schon zur Zeit der Humanisten waren die Disputationen nicht mehr edle Wettkämpfe des Geistes, sondern nur noch Spektakelstücke ohne werthvollen Inhalt. Die Studenten entschädigten sich hier für die todte Passivität des sonstigen Lernens durch allerlei Muthwillen. Der Wortkampf artete nicht selten in

Geschimpf und Schlägerei aus. Die Humanisten und die Reformatoren suchten diesen Disputationsunfug zu bessern und zu beschränken, wünschten aber die Vortheile dieser Uebungen zu erhalten. Noch in Herzog August's Kirchenordnung wird gesagt, daß eine Disputation mehr Nutzen bringen könne, denn zwanzig Lectionen, es wird daher den Professoren eingeschärft darauf zu halten. Leider waren bald diese nachreformatorischen Disputationen nicht viel besser als die alten scholastischen; man stritt sich um nicht minder nichtige Dinge, so z. B. darüber, ob das Kameel wirklich durch ein Nadelöhr gehen könne, was bejaht wurde, ob Adam's Kleid ein Schafspelz gewesen sei, was ebenfalls behauptet wurde, weil ein solches Kleid der Einfachheit der Urzeit gemäß sei. Dem albernen Inhalt entsprach die scherzhafte oder tumultuarische Behandlung, wie ehedem. Klagen über den Mißbrauch und Verbote wider denselben mehrten sich, aber vergeblich; es ist daher begreiflich, daß diese Disputationen im Ansehen sanken. Schon 1669 wußten die Jenenser Professoren, daß wohl manche Studiosi sich nur auf Disputiren legten, „denen nützlicher wäre, wenn sie sich in collegiis lectoriis aufhielten.“ — Zufolge solcher veränderten Anschauung kamen auch die Disputationen allmählig als Lehrmittel in Abgang.

In Betracht des Mißbrauchs dieser Disputationen, die immer wieder in Klopffechtereien der nichtigsten sophistischen Gewandtheit ausarteten, war die allmählige Abstellung gewiß richtig, aber es ging damit doch der damaligen Universitätslehre ein Lebenslicht aus, an dem von Zeit zu Zeit noch lebendigere Geister sich entzündeten. Das todte Vorlesen und Dictiren wirkte nun um so erschlaffender auf den Geist der Hörer.

Daß der Vortrag lateinisch war, mußte diesen Eindruck vermehren. Das künstliche Ausdrucksmittel der eigenen Gedanken verleitete zur Anwendung künstlicher Redewendungen in lästig weitschweifiger Diction. — Es war ein großer Fortschritt für die Universitätslehre, als Thomasius in Leipzig wagte deutsch zu lehren, aber es ist bekannt, welchen Anstoß diese Neuerung bei den alten Professoren fand, die ihn schon deshalb als den Einführer neuer Barbarei anfeindeten. Die Universität Halle hat den Ruhm vorangegangen zu sein in der Annahme des deutschen

Vortrags. Leipzig folgte bald, Gottsched und Gellert lehrten deutsch, auch der Philologe Herman hielt deutsche Vorlesungen. Willig oder unwillig folgten die andern Universitäten. Ein Tübinger Facultätsgutachten vom J. 1725 beklagte noch bitter, daß der Philosoph Wolff deutsch vortrage, „denn obwohl man einen Vortrag in unserer Muttersprache je und je wohl vortragen, auch mit Nutzen anbringen könne, so faßten doch sonderlich die an das Latein gewöhnten Hörer der philosophischen Disciplinen die schwersten Lehren ungleich besser im Lateinischen als im Deutschen.“ — Bei den Theologen erhielt sich der Gebrauch der lateinischen Sprache noch lange in den Vorträgen der Dogmatik; noch Michaelis in seinem Raisonnement über die protestantischen Universitäten in Deutschland, vom J. 1773 meint, daß dieser Vortrag auch billig Latein bleibe, weil man das Colleg eigentlich nur höre, um im Consistorio, wo Lateinisch examinirt werde, antworten zu können. Und doch ist seiner Ansicht nach der Gebrauch der lateinischen Sprache nirgend übler angebracht als in der Theologie bei einer Religion, die ganz von allen Begriffen der Lateiner abgehe. — Auffallend genug erhielt sich gerade in den medizinischen Collegien dies freilich nicht Ciceronianische Latein am längsten. Als Grund für Beibehaltung des Latein pflegten die alten Professoren der Medizin anzugeben, das Latein müsse dazu dienen das Eindringen Unberufener in ihre Vorlesungen zu hindern. Wenn sie deutsch lesen wollten, würden namentlich zu viel Barbiergesellen sich einfallen lassen zu studiren, was dem Studium wie dem menschlichen Leben gleich nachtheilig sein werde. — Kurz ohne Widerstand wich das Latein nicht von den hohen Schulen, auf denen wir ja auch heut zu Tage immer noch einige für die Lehre freilich unschädliche aber übrigens doch höchst überflüssige und wegen der damit getriebenen Farcen unwürdige Reste desselben bewahren.

Daß bei solcher Lehrweise früher oft und mit Recht über den Unfleiß der Hörer und Lehrer geklagt wurde, kann nicht befremden. Gerade bei jener todten früheren Lehrart konnte ein Professor sich leicht überflüssig vorkommen, er war ja nur ein redendes Buch. Warum sollte ihm nicht bisweilen das Buchschreiben wichtiger vorkommen als das Vorlesen des Buches, das

ja überdies nicht wesentlich besser zu sein brauchte als das Selbstlesen der Studenten. Der berühmte Humanist Bosius in Jena gesteht in einem Visitationsbericht, „als er die Wiener Codizes zum Josephus in seinem Hause gehabt, sei er dreiviertel Jahre nicht zum Lesen gekommen". Der Historiker Sagittarius daselbst erklärt 1681: „vom vorigen Winter bis jetzt Ende August habe er keine Lectiones gelesen, weil anfangs aus Furcht vor der Pest die Zuhörer sich bis auf Einen zerstreut, dann sei er Tag und Nacht mit dem Katalog der Bibliothek beschäftigt gewesen, darauf habe seine Gesundheit ihn genöthigt Karlsbad aufzusuchen, hernach sei er wieder am Katalog thätig gewesen." — „Musaeus hätte in dreißig Wochen nicht gelesen — heißt es einmal in einem Jenenser Bericht — hätte das Werk contra Wedelium unter Händen, mögte dadurch verhindert worden sein" — „Was ich von meinen Studien berichten soll, weiß ich nicht; — schreibt ein zuverlässiger Student 1698 aus Tübingen — es giebt keine Vorlesungen, daher auch keine Gelehrsamkeit als aus Büchern; — wir leben in einem beständigen Müßiggang, in diesem ganzen Semester gab es keine sechs öffentliche Vorlesungen zu hören." Aehnliches schreibt Lyser 1684 aus Leipzig. Ein Brief des Helmstädter Strube von 1619 nennt die dortigen Professoren ein träges Drohnengeschlecht. — An Gründen zum Aussetzen der Vorlesungen fehlte es selten. Bald mußte eine Leiche begleitet werden, bald war man zur Hochzeit oder zur Taufe gebeten. Schon ein Pferdemarkt erscheint in Rostock als genügender Entschuldigungsgrund. Und solche Gründe hatten sogar gesetzliche Geltung!

Kein Wunder, daß diesem Unfleiß der Lehrer der Unfleiß der Hörer das Gleichgewicht hielt; beide bedingen sich fast allezeit wechselseitig. — Die Regierungen suchten durch viele Jahrhunderte hindurch diesem Mißbrauch der Freiheit zu steuern; aber die Regierungen besaßen dazu die Mittel nicht oder wandten nicht die richtigen Mittel an. Sie versuchten durch Aufsicht und äußeren Zwang zu bewirken, was nur durch innere Reform der Lehre im Fortschritt des Wissens zu erlangen war. Vorübergehend führte der Sieg des Humanismus fleißige Lehrer und Schüler zusammen, eine Zeit lang weckte auch die Reformation einen neuen Lehr- und Lerneifer, endlich brachte die Erneuerung der Lehrart und

der Anwuchs eines vielseitigeren und freieren Lehrinhalts seit Thomasius einen besseren Zug ins Universitätsleben.

Nur durch diesen Fortschritt der Lehre in Verbindung mit der vollständigeren und gleichmäßigeren Vertretung der Wissenschaften haben die Universitäten der Gegenwart es erreicht, daß Klagen, wie sie früher gehört wurden, jetzt nirgend mehr mit Recht laut werden können. Versäumnisse und Entschuldigungen wie sie früher üblich waren, sind jetzt geradezu unmöglich. Der Unfleiß, über den jetzt hin und wieder noch mag geklagt werden können, ist gar nicht zu vergleichen mit dem Unfleiß früherer Zeiten. Den Grund dieser Besserung hat man sicherlich in jenem innern Fortschritt und nicht in angewandten Zwangsmaßregeln zu suchen. Wir wissen jetzt hinlänglich aus Erfahrung, daß die meisten darauf gerichteten Gesetze unangemessen und daher machtlos sind. Versucht hat man solche Regelung auch noch in unserer Zeit, aber nicht minder vergeblich als ehemals. Als Schleiermacher einmal von seinen Vorgesetzten eine Rüge wegen zu frühen Schließens seiner Vorlesungen erhielt, sandte er sein Collegienheft ein, mit der Bitte etwa Vermißtes gefälligst hinzuzufügen, er seinerseits habe Nichts mehr hinzuzufügen und sei fertig. Im Jahre 1825 suchte die Universitäts-Behörde in Berlin den Besuch der Vorlesungen seitens der Studenten zu controliren, indem man die Professoren aufforderte, bewährte Studenten als Famuli zu Aufpassern des Besuches der Commilitonen zu machen. Das Unnütze und Unwürdige dieses Verhältnisses ergab sich bald. Ein ministerielles Circular von 1827 schlug einen anderen Weg ein: es empfahl dem Professor, von Zeit zu Zeit im Colleg einen Bogen zum Aufschreiben der Namen der Anwesenden herumgehen zu lassen. Natürlich waren die Anwesenden gefällig genug, die abwesenden Freunde mit zu notiren und überdies noch so witzig, dem Professor allerlei fingirte ehrenwerthe Zuhörer, wie Platon, Aristoteles, Plinius und andere, zu schaffen. Kurz, man sah ein, daß alle Schulmittel auf diesem Boden nicht mehr verfangen. Selbst der spätere Examinationszwang bringt es bekanntlich nur zur Annahme der vorgeschriebenen Vorlesungen, nicht aber zum regelmäßigen fleißigen Hören derselben.

Die Macht der Behörden zur Regelung des Studienfleißes

beschränkt sich auf wenige äußere Bestimmungen über die Dauer der Studienzeit, über Beginn und Schluß der Semester, über Zeit und Länge der Ferien. Und auch hier müssen die Gesetze sich meist darauf beschränken die Hindernisse des Fleißes wegzuräumen. Es wäre vielleicht möglich, daß in dieser Hinsicht etwas mehr geschehen könnte, daß z. B. durch früheren Abschluß der Immatriculation der gewöhnliche Schlendrian unsicheren Besuchs im Beginn der Vorlesungen weniger unvermeidlich wäre als er jetzt in der That ist, daß durch eine andere Ferienordnung die Lauheit des Sommersemesters gehoben würde, daß vor Allem durch eine gesetzliche Verlängerung der Studienzeit der Ueberhäufung mit Lehrstunden und der dem entsprechenden Vernachlässigung einiger Gegenstände möglichst abgeholfen würde. Aber innerhalb dieser Regelungen muß Lehre und Lehrweise freie Hand haben und kann das Beste nur von der richtigen Handhabung abhängig gemacht werden.

Wenn nun jetzt trotz der gewachsenen Einsicht über die Nothwendigkeit dieser Freiheit der Studienfleiß bei geringen Schwankungen in unserem Jahrhundert doch allgemein ein gleichmäßig höherer ist, als in den früheren Jahrhunderten, so ist schon dies ein sicheres Zeichen, daß die gegenwärtige Universitätslehrart besser ist als die frühere. Jeder unbefangene Vergleich des gegenwärtigen Zustandes mit irgend einem Zustande der früheren Jahrhunderte muß dies bestätigen.

Die Erfahrung der früheren Zeiten hat die offenbaren Lehrmängel deutlich genug kennen gelehrt. Der geistlose Dictirmechanismus, das todte Buchlesen, die semesterlange Stoffverlängerung, das unangemessene Lateinsprechen, die inhaltsleere nichtsnutzige Disputirkunst früherer Zeiten sind einer besseren Lehrart gewichen, deren größte Weisheit in ihrer Freiheit der Bestimmung je nach Zweck und Inhalt der Lehre besteht. Die Universitätslehrer sind jetzt Gottlob frei von dem Schulmeisterglauben an eine allein seligmachende Lehrmethode. Jeder pädagogisch Nachdenkende wird zugeben, daß es auch auf diesem höheren Lehrgebiete entschiedene Fehler zu meiden und allgemeine Regeln zu beachten giebt; aber die rechte Kunst der Lehre wird Jeder nur in der freien Anwendung dieser wenigen allgemeinen Regeln sichern wollen. Niemand

wird jetzt das ausschließliche Dictiren billigen, aber Niemand wird Anstand nehmen sich dennoch gelegentlich auch dieses Mittels zu bedienen, wenn es darauf ankommt einige Data oder Begriffsbestimmungen scharf zu überliefern. Ein geschickter Lehrer und ein geschulter Hörer wird zu unterscheiden wissen, wo das Reden zum Nachschreiben und das Nachschreiben wichtig ist und wo das Anregen zum Denken und zum Nachdenken wesentlich ist. Die Kunst des Lehrens und Hörens liegt in diesem wichtigen Unterscheiden. Daß diese Kunst im Vergleich mit früheren Zeiten gewachsen und ihr Besitz allgemeiner geworden ist, scheint mir unzweifelhaft. Daß natürlich in der Ausübung des Richtigen auch die jetzige Universitätslehre oftmals mangelhaft bleibt, soll darum natürlich nicht in Abrede gestellt werden. Die Hauptgebrechen der jetzigen Studienart liegen auch jetzt noch unstreitig von Seiten der Lehrer in dem nicht seltenen Mangel einer klaren Unterscheidung zwischen den Bedürfnissen eines Buches und denen eines Vortrags, und von Seiten der Studirenden in der allzu gehäuften Passivität des Hörens und dem allzu einseitigen Drängen zu den Brod- und Examinations-Studien.

Der Universitätslehrer verfehlt seinen Zweck, wenn er lehrt, wie Schleiermacher sagte, als sei die Buchdruckerkunst noch nicht erfunden, oder nach Fichte's Worten, als komme es darauf an, die gesammte Bücherweisheit noch einmal zu setzen. Die Vielzahl der Stunden, die Häufung der Stunden am Schluß des Semesters, das häufige Nichtfertigwerden sind zumeist die äußerlichen Zeichen dieses inneren Lehrmangels. In jeder Disciplin ist das Wissen zur Zeit so gemehrt, daß es unmöglich ist, in der knappen Semesterspanne alles Wissenswerthe in voller Ausführlichkeit mitzutheilen. Hier gilt es für die Universitätslehre, die besonders Licht gebenden Thatsachen und die leitenden Gesichtspunkte aus der Masse des Wissensstoffes so klar und deutlich herauszuheben, daß das eigene Fortstudiren dadurch erleichtert werde. Ein Universitätslehrer, der diese Kunst wahrhaft versteht, erweist dem verständigen Schüler einen Dienst, den kein Buch und keine Vielzahl von Büchern ersetzen kann. Aus Büchern zu lernen, ist schon eine Kunst, die selber gelernt sein will, und zu der die Hinführung auf die Hauptsache durch mündliche Lehre das beste Mittel sein und bleiben wird.

Die Vermehrung und größere Zugänglichkeit der Bücher und übrigen Hülfsmittel des Lernens werden daher niemals die rechte akademische Lehre überflüssig machen. Es ist eine ganz irrige Meinung, daß gegenwärtig ein fleißiger Student durch Privatstudien alles oder gar mehr erreichen könne, als akademische Vorlesungen ihm zu geben haben. Es fehlt gewiß nicht an Beispielen, daß bedeutende Männer im Privatstudium suchten, was ihnen die Vorträge der Professoren nicht darboten. Schopenhauer hat sicherlich Recht, daß die todte Sprache eines Buches noch mehr lehrt, als die viva vox eines Schafes. Aber solche Zweibeiner sind doch auf den Lehrstühlen deutscher Universitäten gewiß nicht so häufig zu finden, wie Schopenhauer in seiner Verbissenheit glauben mochte. Dann aber werden nur die Fähigsten dieser Selbsthülfearten mangelhafter Universitätszustände mit Erfolg sich bedienen; die weniger Begabten und die in ihrer Richtung noch Unbestimmten werden dadurch leicht auf den Weg ungeordneter und zielloser Versuche geführt. Selbst die Besten werden in einer wohlgeordneten und zweckmäßigen Universitätslehre die wohlthätigste Nahrung und Anregung für die Neigung ihrer Privatstudien finden. Kurz, keine andere Art des Studirens kann den Vortheil einer trefflichen akademischen Lehre ersetzen. Die ausschließliche Bildung in der Praxis, wie sie für die praktisch gelehrten Berufsarten in England üblich ist, bildet wohl geschickte Routiniers, nimmt aber dem Beruf den höheren wissenschaftlichen Geist, durch den sich denn doch, Dank unserer deutschen Studienart, immer noch eine Mehrzahl unserer Theologen, Juristen und Aerzte vor den Ausländern auszeichnen.

Es ist daher schon bedenklich, wenn auf unseren Universitäten neuerdings allzu sehr in den sogenannten praktischen Collegien die eigentliche Seele des Universitätsunterrichts gesucht wird. Den wissenschaftlichen Zusammenhang der Gegenstände kann nur der einheitliche Vortrag eröffnen, dem daher stets die Hauptaufgabe verbleiben wird, welche darin besteht, die leitenden Gesichtspunkte des Studiums zu eröffnen. Geschieht dies in der rechten Weise, so verlangt auch der Vortrag nicht eine rein passive Aufnahme, sondern macht diese Aufnahme sofort zu einer selbstthätigen Aneignung. Die Zeit, in der man womöglich alle Vorlesungen der

Universität in Dialoge verwandeln wollte, ist vorüber, der Irrthum der Forderung erkannt. So empfehlenswerth es unstreitig ist, bei kleineren Vorlesungen den Zuhörern Gelegenheit zu geben zu einer Besprechung der behandelten Gegenstände, so unmöglich ist die Durchführung dieses Gedankenaustausches bei zahlreich besuchten Vorträgen. Und jedenfalls ist die vorgängige Aufnahme eines zusammenhängenden Vortrages die wesentliche Vorbedingung eines ersprießlichen Dialogs zwischen Lehrer und Schüler. Indessen ohne mit Jemandem zu reden, läßt sich vortragen, als höre und widerlege man Einwände und Bedenken. Ein solcher Vortrag vereint den Vorzug des einheitlichen Zusammenhanges mit dem lebendigen Wechsel des Gespräches: in ihm liegt in Wahrheit die Seele der akademischen Lehre.

Ein solcher Vortrag, der gleichzeitig den Ansprüchen der Uebermittelung gediegenen Wissens genügt, findet gegenwärtig auf unseren Universitäten fast immer eifrige Hörer, die nicht ermüden. Glanzvolle Diction in der Behandlung allgemein zugänglicher Lehrstoffe oder pikanter Zeitfragen zieht natürlich in öffentlichen Vorlesungen größere Massen an, aber für die stillere Arbeit der gewöhnlichen Lehrstunden gilt zur Zeit an unseren Universitäten jene gediegene Vortragsweise nicht nur als das Ausreichende, sondern auch als das allein Angemessene. In früheren Zeiten muß der Applaus der Studenten und das Buhlen um diesen Applaus eine viel größere Rolle gespielt haben, wie man aus den häufigen gesetzlichen Vorkehrungen gegen den Mißbrauch dieses Applauses entnehmen kann. Noch in Michaelis Räsonnement über die Universitäten kommt fast kein Wort häufiger vor, als das Wort Applaus. Zur Zeit würden sich gewiß die meisten Universitätslehrer, zumal in ihren Privatvorlesungen, jede laute Bezeugung des Applauses verbitten, in dem Bewußtsein, daß sie nicht wie Schauspieler und Kunstvirtuosen für augenblickliche Erregung arbeiten, sondern für dauernde Belehrung. Nur um diese zugänglicher zu machen, bemühen sie sich um eine anziehendere, fesselndere Form des Vortrages.

Ob der Vortrag ganz frei, halb frei oder unfrei gehalten wird, darauf wird gegenwärtig kein Kundiger übergroßes Gewicht legen. Manche können schreiben und lesen als sprächen sie, und

Andere wiederum können sprechen wie ein Buch. Beide Vortragsarten können vorzüglich gehandhabt werden und sind alsdann Leistungen einer verschiedenen Begabung, deren keine einen Vorzug vor der andern verdient; aber bei geringerer Begabung verfallen beide häufiger einer peinlichen Monotonie, auch wohl dem Schwulst oder Klingklang überflüssiger Worte. Daher suchen mit Recht die meisten Vortragenden ihre Kunst in der Mitte, in dem freien Lesen nach dem Heft oder Concept, das die leitenden Gedanken oder die stofflichen Mittheilungen verzeichnet. Für die Meisten hat diese zur Zeit gebräuchlichste Lehrart ohne Zweifel den lebendigsten, anregendsten Charakter. Es ist diese Lehrart der verständige Niederschlag der mannigfaltigen Lehrversuche vieler Jahrhunderte und es kann nunmehr der Fortschritt nur noch in einer immer besseren und allgemeineren Handhabung dieser Vortragsweise gesucht werden.

Trotz dieser besseren Lehrart bliebe aber freilich die Passivität des Lernens immer noch zu groß, wenn nicht die Pflege der Selbstarbeit durch Seminare, Uebungen und Praktika hülfreich hinzuträte. In ihnen liegt, wie gesagt, gewiß nicht ausschließlich die Seele des akademischen Unterrichts, aber einen wesentlichen Bestandtheil derselben bilden sie unstreitig. Es ist daher ein entschieden wohlthätiger Fortschritt, daß seit Ende des vorigen Jahrhunderts Vieles geschehen ist, um die Wirksamkeit dieser Institute zu vermehren und zu erhöhen. Ob in ihnen stets das Richtige geschieht, ob ihre Arbeit sich nicht bisweilen allzu sehr in die Mikrologie gelehrter Detailstudien verläuft, ist eine Frage, die schwerlich eine kurze allgemeine Antwort zuläßt; aber der Tendenz nach bieten diese jetzigen Einrichtungen ohne Frage viel bildsamere Mittel der Selbstthätigkeit als die früheren Disputationen. —

Nur Eins fehlt diesen Leistungen, was die alten Universitätssitten vor ihnen voraus hatten, die öffentliche Theilnahme der Gesammtuniversität an ihnen. Wir haben dafür gegenwärtig nur die jährlichen Preisaufgaben. Aber die Theilnahme der Universität an diesen Leistungen besteht doch im Wesentlichen nur darin, daß die lateinische den Meisten unverständlich bleibende Preisverkündigung einmal im Jahre eine größere Anzahl von Studenten in die Aula führt, als sonst von den feierlichen Universitätsakten

angezogen zu werden pflegt. Es dürfte wohl zu erwägen sein, ob nicht wieder wie ehemals etwas mehr den Sporn eines öffentlichen akademischen Lebens in die Selbstthätigkeit der Studenten zu bringen rathsam sei.

Ganz besonders endlich soll nach häufig gehörter Klage die Richtung des Studirens eine Wendung zum Schlechteren im Laufe der Zeiten gemacht haben. An Stelle der idealen Liebe zur Wissenschaft, des reinen und universaleren Strebens nach Erkenntniß soll mehr und mehr die Richtung auf das Nützliche, auf das vereinzelte Fachstudium getreten sein. Noch ganz neuerdings hat Lasker in seinem Artikel der deutschen Rundschau über Anlage und Erziehung, dieser Klage Ausdruck gegeben. Das glanzvolle Bild der deutschen Universitäten sei im Erblassen, meint Lasker, ihre frühere Universalität sei im Erlöschen und an die Stelle trete eine Vielseitigkeit im Nebeneinander der Gelehrten. „Die Universität zersplittert sich in Fachschulen. Das Fach selbst zerlegt sich in Unterabtheilungen. Der Student wird zum Schüler, und nachdem der gesetzliche Lections-Zwang abgeschafft ist, verständigt er sich stillschweigend mit dem Lehrer über ein knappes Programm gemeinfaßlicher Collegien, welche die zukünftige Prüfung unentbehrlich macht. Er will nicht mannigfach angezogen werden, sondern aus Furcht, in dem immer mehr anschwellenden Stoff sich fruchtlos zu zerstreuen, schließt er sich eng an die unmittelbar nützlichen Vorträge an. Wer nicht Naturwissenschaften studirt, verläßt die Universität ohne Ahnung der wichtigsten Entdeckungen der Naturforscher; wer dem Studium der Medizin obliegt, gewinnt kaum einen beherrschenden Blick über die mannigfachen Zweige seines Berufsstudiums, und völlig verschlossen bleibt ihm jede fremde Disciplin. Der Jurist kennt nicht die Beschaffenheit des menschlichen Körpers; der Arzt weiß nicht den einfachsten Rechtsfall zweckmäßig zu erwägen; die ersten Grundlagen der Volkswirthschaft, Literatur, Völkerkunde, Geschichte, der im Gemeinverkehr täglich benutzten Wissenschaften sind den Meisten, welche nicht das Fachstudium dahin führt, in erschreckendem Grade fern. Die Hörsäle liegen nebeneinander, die vielfachen Lehrinstitute gehören zu einem Gesammtbegriff, die Lehrer sind noch durch Facultät und Senat, der ganze Personenstand ist noch durch Statuten und eine äußere

Organisation mit einander verbunden, aber das geistige Band fehlt, die persönlichen Beziehungen lockern und die Studien trennen sich, als ob die Universität schon in ein System völlig getrennter Fachschulen zerlegt wäre."

Dieser Klage kann eine gewisse thatsächliche Berechtigung in vielen Fällen nicht abgesprochen werden, aber einer wesentlichen Einschränkung bedarf sie doch. Es giebt auch jetzt noch gar manche Hochschule, an welcher geistvolle Lehrer der Geschichte eine zahlreiche Zuhörerschaft aus allen Facultäten dauernd um sich versammeln. Das Gleiche gilt für Juristen, wenn sie über Politik und Rechtsfragen von allgemeinem Interesse Vorträge halten. Ebenso haben redegewandte Naturforscher auch jetzt noch in anthropologischen Vorträgen oder in Darstellung darwinistischer Weltanschauungen Hunderte von verschiedenartigen Zuhörern angezogen. Selbst so brodlose Studien, wie Kunstgeschichte, Literaturgeschichte und Philosophie, finden bei geschickter Vertretung noch immer bereitwillig Gehör bei einem großen Theil der Studentenschaft verschiedener Facultäten und solche Collegien gehören auf manchen Universitäten auch jetzt noch zu den besuchtesten. Nur das ist richtig, daß allerdings andere als Fachstudenten jetzt selten auf einem außerhalb der Fachstudien liegenden Gebiete einen regelrechten Studiengang verfolgen. Die Juristen hören wohl einmal eine die Neuzeit betreffende Geschichtsvorlesung, oder bei besonders günstigen Verhältnissen eine Vorlesung über römische Geschichte zum besseren Verständniß des römischen Rechts; aber ein geregeltes, die Fachstudien stets begleitendes Studium machen wohl nur Wenige aus der Geschichte. Noch mehr vernachlässigen sie das für sie doch gewiß nicht minder wichtige Studium der Nationalökonomie. Auch die Philosophie ist für Juristen, wie ebenso für die Mediziner kein regelmäßiges Studium mehr. Sie besuchen nur einzelne gut gewählte Vorlesungen von allgemeinem Interesse, am häufigsten die wenigstündigen Publica, seltener die vielstündigen Privatvorlesungen. Noch seltener pflegen Theologen und Philologen heut zu Tage sich um eine regelrechte Erweiterung ihrer naturwissenschaftlichen Kenntnisse viel zu kümmern. Eine Zeit lang haben sie auch namentlich auf manchen, aber nie auf allen Universitäten, die ihnen besonders nah liegenden philosophischen Studien vernachlässigt.

Das sind allerdings Uebel des gegenwärtigen Zustandes der Universitäten. Ein ordentliches Collegium logicum, das auf die Methode der Wissenschaften eingeht, sollte für einen jeden Studirenden wichtig sein, und es ist eine Schande, wenn naturforschende Studenten stolz darauf sind, Jünger einer inductiven Wissenschaft zu sein und dann, wie mir das wiederholt vorgekommen ist, nicht einmal wissen, was Induction ist, wie sich Induction und Deduction unterscheiden, geschweige denn, daß sie die Regeln derselben kannten. Die Mediziner würden auch nicht so oft seltsame Gutachten vor Gericht abgeben, wenn sie sich etwas mehr um Recht und um Seelenlehre kümmerten. Die Psychologen können gewiß gar manches bei den Physiologen lernen und verdanken ihnen gerade jetzt auf dem Gebiete der Sinneswahrnehmung wesentliche Erkenntnisse, aber umgekehrt könnten auch die Physiologen Manches bei den Psychologen lernen. Der medizinische Materialismus ist ja oft nichts weiter als psychologische Unwissenheit. Das Studium der Seele sollte kein Arzt versäumen, der ja doch in den allermeisten Fällen bei seinen Heilungen Seele und Leib zusammen berücksichtigen muß. Und von dem Juristen unserer Zeit sollte man doch gewiß eine zusammenhängende Kenntniß mindestens der römischen und deutschen Geschichte, so wie eine genügende Beschäftigung mit der Nationalökonomie fordern dürfen, wie dies auch von Nasse 1868 in seiner Schrift „über die Universitätsstudien und Staatsprüfungen der preußischen Verwaltungsbeamten" betont ist.

Daß sich in alle Dem Mängel zeigen, ist gewiß zuzugeben. Und diese Lücken haben gewiß zum Theil ihren Grund in beschränkten Auffassungen eines einseitigen Brodstudiums. Aber es fragt sich doch sehr, ob man kurzweg sagen darf, es habe in dieser Beziehung früher besser ausgesehen auf den deutschen Universitäten. Allerdings hat es Zeiten gegeben, in denen die philosophischen Studien lebhafter getrieben worden sind; aber selbst Kant und Hegel haben zeitweise über die Geringfügigkeit der Theilnahme für Philosophie geklagt. Kant's besuchteste Vorlesungen waren nicht seine streng philosophischen, sondern seine Vorträge über Anthropologie und physische Geographie. Die Theilnahmlosigkeit ist, wie schon bemerkt, zur Zeit gar so gering nicht allgemein, wie oft gesagt wird, sie ist nur geringer als etwa vor 50 Jahren.

Das ist eine Veränderung, aber noch nicht unbedingt ein Uebel. Vielmehr war die Vorherrschaft des philosophischen Interesses auf den Universitäten damals eine schädliche Uebertreibung, die einer Abhülfe bedurfte. Der Rückschlag ist, wie es gewöhnlich geht, etwas zu weit nach entgegengesetzter Richtung gegangen, kommt aber jetzt allmählig schon wieder in's rechte Gleichgewicht.

Dafür haben jetzt naturgemäß die historischen Wissenschaften eine größere Bedeutung an den Universitäten als damals und gar als im vorigen Jahrhundert. Ueber die allgemeine Vernachlässigung der Geschichtsstudien wird im vorigen Jahrhundert fast allgemein geklagt. Und solche Stoßseufzer wie sie damals F. A. Wolf gelegentlich ausgestoßen hat über die Vernachlässigung philologischer Studien wird man heut zu Tage von einem namhaften Philologen schwerlich hören. Dafür trieben wieder die Theologen damals besser Philosophie und gelegentlich selbst Naturstudien, aber das Letztere freilich nicht immer aus idealem Interesse, sondern weil sie als Landpastoren für sich selbst and als Rathgeber des Landvolkes nützliche Naturkenntnisse brauchten. Kurz bei dem Vergleich zwischen sonst und jetzt läßt sich auch in diesem Punkt kein unbedingter Vorzug für die Vergangenheit herausrechnen.

Ueber das Drängen der Studenten zu den sogenannten Brodstudien ist auch fast allezeit geklagt worden.

Den Namen der Brod und Butterstudenten fand F. A. Wolf, dem man gewöhnlich die Ehre der Erfindung dieses Namens geschenkt, bereits vor und den bezeichneten Subjecten selber wird man in jeder Epoche der früheren Universitätsgeschichte begegnen. In den akademischen Annalen Erfurt's wird schon 1529 über die Zunahme des Materialismus der Zeit geklagt. Alles, was noch Talent besitze, verlasse die unfruchtbare Wissenschaft, um sich dem einträglichen Gewerbe und Handel zuzuwenden. In Tübingen beklagte 1720 der Theologe Pfaff in einer akademischen Rede das Eilen der Studenten zu den Brodstudien ohne gehörige philologische und philosophische Vorbildung. Ebenso ward 1793 in Halle eine Vorstellung über die Vernachlässigung der philosophischen Studien beim Obercuratorium eingereicht, auch ward darüber geklagt, daß die Juristen nach Publicirung des Landrechts sich einbildeten, mit dem römischen Recht und den Hülfskenntnissen

sich nun nicht mehr so viel befassen zu müssen. Dergleichen Klagen ließen sich aus den allermeisten Zeiten der Universitätsgeschichte sammeln. Die Zeiten, in denen eine allgemeine ideale Begeisterung des Wissens und Forschens auch die Menge der Studirenden über den engen Gesichtskreis der Berufsbildung heraushebt, gehörten stets und werden stets zu den Ausnahmen gehören. Das Wissen um des Wissens willen zieht immer nur die Minderzahl der Geister an, und selbst, wenn innerlich dieser freie Zug des Geistes ein allgemeinerer sein könnte, würde doch die Noth des Lebens ihn immer wieder eindämmen in die engeren Geleise des praktisch Nothwendigen.

Vergleichen wir in dieser Hinsicht unsere Universitäten mit denen des Auslandes, so werden ihre Vorzüge gerade in diesem Punkte auch jetzt noch unverkennbar sein. Was diesen Vorzug wesentlich bedingt, ist gerade die jederzeit erstrebte und in unserm Jahrhundert immer vielseitiger durchgeführte gleichmäßige Vertretung aller Hauptwissenschaften an den Universitäten. Es gab auf denselben wohl einen Wechsel in der Bedeutung der verschiedenen Facultäten je nach der Tüchtigkeit der berufenen Lehrer, aber niemals sind bis jetzt die einzelnen Wissenschaften so ganz ohne segensreiche Verbindung mit den übrigen geblieben, wie dies auf den hohen Schulen des Auslandes der Fall ist. Es ist bezeichnend für unsere deutsche Auffassung geblieben, daß wir bei dem Namen Universität nicht an die mittelalterliche Corporation der Lehrer und Schüler denken, welche diesem Namen seinen Ursprung gab, sondern an die Gemeinschaft des Wissens, die wir uns gewöhnt haben als ihr Wesen zu betrachten. Ich glaube auch nicht, daß das Bewußtsein von der Nothwendigkeit dieses Zusammenhanges jetzt geringer ist auf deutschen Universitäten als früher. Es ist nur bei der unendlichen Ausdehnung, welche alle Wissenschaften in unserer Zeit gefunden haben, unendlich viel schwieriger geworden, für die erfolgreiche Pflege dieses Zusammenhanges die richtigen Mittel und Wege einzuschlagen und es kann wohl sein, daß es noch nicht durchweg gelungen ist diese Mittel und Wege zu finden, daß man es auch wohl an Eifer fehlen läßt sie aufzusuchen. Selbst das ist möglich, daß bestehende Einrichtungen der Universitäten diesen utilistischen und isolirenden Trieb der

Verhältnisse nachtheilig verstärken, anstatt es zu erleichtern, daß der Zug der Praxis durch die Beigabe eines idealeren Wissenstriebes segensreich belebt und über den engen Kreis einer beschränkten Routine herausgehoben wird. Diese Frage führt uns nun unmittelbar zur Schlußbetrachtung über die etwa wünschenswerthen Reformen unseres gegenwärtigen Universitätswesens.

3.

Die Reform des deutschen Universitätswesens.

Wenn unsere bisherige Betrachtung Recht hat, wenn im Großen und Ganzen unsere deutschen Universitäten sich im Laufe der Jahrhunderte immer mehr und mehr zu einem allseitigeren und freieren Betrieb der Wissenschaften und zu einer im Wesentlichen richtigen Lehrart emporgearbeitet haben, wenn heut zu Tage mehr als sonst in Deutschland die Führer der Wissenschaft auf den Universitäten gesucht werden müssen und wenn auf denselben im Ganzen gewiß nicht weniger und nicht schlechter gearbeitet wird als ehedem, so haben wir allen Grund, herabsetzende Klagen zu unterlassen und auf Aenderungen uns nur mit größter Vorsicht einzulassen. Allein ebenso verkehrt, wie unbedachtes Reformiren, wäre gewiß ein allzu selbstzufriedenes Uebersehen offenbarer Mängel, ein allzu bequemes Beharren bei dem einmal Gewordenen ohne Berücksichtigung neuer Bedürfnisse einer zeitgemäßen Entwickelung. Vielmehr entspricht es dem freieren Geiste unserer gegenwärtigen Hochschulen sich eben dadurch vor der Vorzeit auszuzeichnen, daß jetzt unbefangener als sonst nothwendige Verbesserungen erkannt, anerkannt und durchgeführt werden.

Was nun zunächst die Vertretung der Wissenschaften und die Lehrart an den Universitäten betrifft, so haben wir unstreitig festzuhalten, was gerade den Vorzug unserer Hochschulen vor denen des Auslandes und der neuen Zeit vor der alten bildet, die Universalität der Wissenschaftspflege an jeder Universität und die Pflege selbstständiger Arbeit bei Lehrern und Schülern. Wir müssen daher mit größter Umsicht Alles vermeiden, was diesen

Charakter der Universalität beeinträchtigen, die rechte Ausgleichung von Forschen und Lehren bei den Lehrern, das rechte Verhältniß von Aufnehmen und Verarbeiten bei den Schülern hindern oder gar aufheben könnte. Nur unter Festhaltung dieser Gesichtspunkte wird sich eine richtige Beurtheilung der vorliegenden Reformbedürfnisse finden lassen.

Betrachten wir zunächst die Frage nach einer Erweiterung der Wissenschaftspflege, nach Schaffung neuer Lehrstühle für noch unvertretene Wissenschaften, so setzt die Beantwortung dieser Frage unbedingt eine Entscheidung über die zukünftigen Ziele der Universitätsbildung, über die Kreise, für welche die Universität arbeiten soll, voraus.

Es ist bekanntlich in letzter Zeit vielfach die Forderung gestellt worden, man solle den Wirkungskreis der Universitäten erweitern, solle auch solche Zuhörer als gleichberechtigt zulassen, welche sich zu technischen Berufsarten oder zum Forstfache vorbereiten wollen. Besonders Lothar Meyer, der als Lehrer an einer Universität, einer Forstakademie und einem Polytechnikum gewirkt hat, ist neuerdings in seiner 1873 erschienenen Schrift „Die Zukunft der deutschen Hochschulen und ihrer Vorbildungs-Anstalten", sowie in einer 1874 erschienenen, den deutschen Forst- und Landwirthen gewidmeten Schrift: „Akademie oder Universität?" für die Verlegung aller besonderen praktischen Vorbereitungsanstalten auf die Universität eingetreten. „Daß die Hochschule nach wie vor nur auf die Praxis des Priesters, des Richters, des Arztes und des Lehrers vorbereiten wollte" — schreibt derselbe in der erstgenannten Schrift —, „dagegen für die angewandte Mathematik keinen und für die Naturwissenschaften nur so weit Raum bot, als sie für die Zwecke der Heilkunde unbedingt nothwendig waren, führte zu der unglücklichen, in ihren üblen Folgen jetzt schmerzlich empfundenen Zweitheilung der nationalen Bildung, in die alte akademische und die neue, von den technischen Lehranstalten gegebene Form. Beide Theile wurden schwer geschädigt. Da das Zeitalter der Eisenbahnen und der Maschinenindustrie für die hohen, streng wissenschaftlichen Leistungen der angewandten Mathematik und Physik, welche die Kraft des Menschengeschlechtes mindestens verzehnfacht haben, auf der höchsten Pflanzstätte der Bil-

dung keinen Platz zu finden wußte, so umfaßt diese zwar noch viele, aber nicht mehr alle Wissenschaften: sie ist keine »Universitas literarum« mehr. Aber was noch schlimmer ist als das, sie umfaßt nicht mehr die vorzugsweise tonangebenden Wissenschaften; sie leitet nicht mehr wie früher den Geist der Nation in die Bahnen weiterer Entwickelung; die Geschichte droht über sie hinweg zur neuen Tagesordnung überzugehen. Das ist der Schaden, der der Universität durch engherzige Unduldsamkeit und kurzsichtige Selbstüberhebung ihrer tonangebenden Kreise bereitet worden ist".

Erst die Erfahrung dieses Uebels habe in neuester Zeit einen Umschlag der Stimmung an den Universitäten hervorgerufen. Die Universitäten hätten nun angefangen, ganze technische Fachschulen in ihre Gemeinschaft aufzunehmen. Dieser Assimilationsprozeß habe mit den landwirthschaftlichen Lehranstalten begonnen, deren Hülfswissenschaften mit denen der Medizin nahe verwandt und zum Theil identisch seien. Die Errichtung des landwirthschaftlichen Institutes der Universität Halle habe einen so durchschlagenden Erfolg gehabt, daß, trotz vielfachen offenen und versteckten Widerstandes, das gute Beispiel sofort Nachahmung gefunden habe, und daß in Preußen unzweifelhaft alle landwirthschaftlichen Akademien verschwunden und durch Universitätsinstitute ersetzt sein würden, wenn nicht der Umstand, daß sie dem landwirthschaftlichen und nicht dem Unterrichtsministerium unterstellt seien, ihnen zur Zeit noch ein wenig beneidenswerthes Dasein fristete.

Die Forstakademien würden den landwirthschaftlichen bald folgen müssen. In Hessen seien seit lange die forstlichen Fächer auf der Universität vertreten. Die bayerische Akademie zu Aschaffenburg habe bereits die Verlegung nach München beantragt. Die badische sei mit dem Polytechnikum zu Carlsruhe vereinigt, werde aber voraussichtlich bald der an die Universität verlegten landwirthschaftlichen Schule folgen müssen. Die preußischen würden wohl auch bereits mit der Universität vereinigt sein, wenn sie vom Ministerium des Unterrichtes und nicht von dem der Finanzen ressortirten.

Die Bergakademien verschwänden ebenfalls. Die altberühmte Freiberger Akademie sei trotz tüchtiger Lehrkräfte mehr

und mehr zurückgegangen und solle, wie es heiße, mit dem Polytechnikum in Dresden vereinigt werden. In Berlin sei vor etwa zehn Jahren vom Handelsministerium eine neue Bergakademie gegründet worden; aber um diese Gründung gelingen zu machen, habe man die jungen Bergleute durch büreaukratischen Zwang widerwillig der Universität entziehen müssen.

Auch die Polytechnika würden sich isolirt auf die Dauer nicht halten können. Ihrer Vereinigung mit der Universität stünden jetzt nur äußere Schwierigkeiten entgegen, innere so gut wie garnicht. Verzögere sich in Berücksichtigung jener Schwierigkeiten die an sich wünschenswerthe Vereinigung mit den Universitäten zu lange, so würden die Polytechnika voraussichtlich in einigen Jahrzehnten einem ähnlichen Schicksale entgegen gehen, wie gegenwärtig die landwirthschaftlichen Akademien. Nach den an diesen gemachten Erfahrungen könne man zuversichtlich behaupten, daß, sobald die Universitäten tüchtige Lehrer der jetzt nur auf den polytechnischen Schulen gelehrten Fächer, des Maschinenbaues, des Ingenieurwesens u. s. w. gewinnen, sie den strebsamsten und am besten vorgebildeten Theil der Studirenden dieser Schulen entweder ganz oder wenigstens, wie schon jetzt die jungen Chemiker, in den letzten Semestern an sich ziehen würden, wie vor einigen Jahren die Universität Halle durch ihr landwirthschaftliches Institut die landwirthschaftlichen Akademien entvölkerte. Die Polytechnika würden dann von selbst wieder zu höheren Gewerbschulen hinabsinken.

Auch die militärischen Akademien dürften mit Vortheil einen Theil ihrer Thätigkeit den Universitäten abtreten. In der früheren hannöverschen Armee habe schon der sehr gute Gebrauch bestanden, tüchtige Offiziere zum Studium nach Göttingen zu schicken.

Kurz alle diese verschiedenen höheren Lehranstalten müßten den technischen Ministerien entzogen, dem Ministerium des Unterrichtes unterstellt und mit der Universität vereinigt werden, solle die geistige Bildung unseres Volkes nicht Rückschritte, sondern Fortschritte machen.

Ein Jahr nach Veröffentlichung dieser Schrift Lothar Meyer's kam die Angelegenheit in Betreff der Verlegung der

Forstakademie Aschaffenburg nach München in der 43. öffentlichen Sitzung der bayerischen Kammer der Abgeordneten vom 25. Juni 1874 zur Sprache. Die k. bayerische Regierung hatte zuvor Gutachten von den Lehrern fast aller deutschen forstlichen Lehranstalten, sowie von einer größeren Zahl von forstlichen Directionsbeamten gesammelt, die sich in überwiegender Mehrzahl gegen die isolirten Akademien erklärten. (Zu vergl. die Broschüre: „Zur Forstschulfrage", Wien, Faesy und Frick. 1874). Trotzdem beschloß der Landtag nicht die Vereinigung der Forstakademie zu Aschaffenburg mit einer der Landesuniversitäten. — Einige Monate später kam die Frage allgemein zur Sprache auf der zu Freiburg i. Br. tagenden dritten Versammlung deutscher Forstmänner. Diese Versammlung von nahezu 400 praktischen Forstleuten und einigen Professoren von Forstakademien, Universitäten und polytechnischen Schulen erklärte sich nach sechsstündiger eingehender Discussion mit überwältigender Majorität gegen die isolirten Akademien, für die sich nur eine nicht fünf Procent der Anwesenden betragende Minorität aussprach. Für die Akademien trat nicht ein einziger Forstmann aus den süddeutschen Staaten auf, alle ihre Vertheidiger gehörten dem preußischen Staatsdienste an; aber auch die anwesenden preußischen Forstleute erklärten sich bei der Abstimmung zu etwa drei Vierteln gegen die Akademien. Der Beschluß der Majorität ging auf Verlegung des forstlichen Unterrichtes an eine allgemeine Hochschule, beziehungsweise Universität. Es blieb nur dahin gestellt, ob die Verlegung der Forstakademien an ein Polytechnikum oder an eine Universität zweckmäßiger sei. Entschieden erklärte sich die Majorität aber gegen die isolirten Forstakademien.

Lothar Meyer hat nach diesen Verhandlungen sich noch einmal veranlaßt gefühlt, in seiner Brochüre, „Akademie oder Universität?" die Frage eingehend zu erörtern und seinerseits entschieden der Vereinigung der Forstakademien mit einer Universität den Vorzug gegeben. Er spricht die Meinung aus, daß nach diesem Freiburger Beschluß die k. bayerische Regierung schwerlich Anstand nehmen werde, trotz des entgegenstehenden Landtagsbeschlusses, die Forstakademie zu Aschaffenburg mit einer der Landesuniversitäten zu verschmelzen. Ferner werde die Verlegung

der k. würtembergischen Forstakademie Hohenheim an die Universität Tübingen sich nicht lange mehr hinausschieben lassen, nachdem die zahlreich in Freiburg erschienenen württembergischen Forstleute sich alle für die Universität erklärt hätten. Da aber auch die weit überwiegende Mehrzahl der erschienenen norddeutschen Forstleute für die Universität gestimmt hätten, so werde auch die k. preußische und ebenso die k. sächsische Regierung sich alsbald mit der Frage der Vereinigung der Akademien mit den Universitäten zu beschäftigen haben. — Er seinerseits vertheidigt in dieser Brochüre wiederum ausführlich die Ansicht, daß es nicht zweckmäßig sei, künftige Techniker (Land- und Forstwirthe, Chemiker, Maschinenbauer, Ingenieure, Architekten 2c.) isolirt von Studirenden anderer Fächer auf besonderen, für das specielle Fach zugeschnittenen Lehranstalten auszubilden; er befürwortet unbedingt die Vereinigung aller dieser praktischen Vorbereitungsanstalten mit der Universität.

Aehnliche Wünsche sind in unserer Zeit auch wohl in Betreff der Handelsakademien, Bauakademien und Kunstakademien geäußert worden, auch für dieses Gebiete hat man sich unbedingte Vortheile von der Vereinigung mit der Universität versprochen, wenn dieselbe sich entschließen könne, auch die Pflege der Handelswissenschaft, der Bau- und Kunsttechnik in ihr Programm aufzunehmen. Desgleichen hat man auch für rathsam halten wollen, die Volksschullehrer zu veranlassen die Universität zu besuchen um namentlich Vorlesungen über Pädagogik und Psychologie zu hören.

Auch die Forderung ist gestellt worden, daß den Frauen ebenso wie den Männern der Zutritt zu allen Universitätsstudien frei gestellt werde. Umfassendere Gewährung hat diese Forderung bis jetzt nur in Nordamerika gefunden; einen lesenswerthen kurzen Bericht darüber gab unlängst Gneist in einem Artikel „über gemeinschaftliche Schulen für Knaben und Mädchen und über die Universitätsbildung der Frauen, nach den neueren Erfahrungen in den nordamerikanischen Freistaaten." — In Europa sind bis jetzt nur begrenztere Versuche an der Universität Zürich gemacht, über welche man die sachlich beste Auskunft in der 1872 erschienenen Schrift des Professor Böhmert: „Das Studium der Frauen mit besonderer Rücksicht auf das Studium der Medizin" erhalten

kann. Weitere thätsächliche Mittheilungen sind aus dem 1871 erschienenen Buche von Ph. von Nathusius „Zur Frauenfrage," so wie besonders aus dem 1872 erschienenen Buch von Gotthold Kreyenberg: „Mädchenerziehung und Frauenleben im Aus- und Inlande" zu entnehmen. — In Deutschland sind bis jetzt in dieser Beziehung an die Universitäten nur vereinzelte Forderungen gestellt und vereinzelte Zulassungen vorübergehend vorgekommen. So hatte in Berlin vor einigen Jahren Professor Werder einem Dutzend Damen die Zuhörerschaft bei seinen Vorträgen über Shakespeare gestattet. „Als aber — so berichtet Hedwig Dohm in ihrem 1874 erschienenen Buch „Die wissenschaftliche Emancipation der Frau" wie es scheint nach eigenem Erlebniß — eines Tages die Damen, nichts Böses ahnend, wie gewöhnlich vor dem Heiligthum erscheinen, siehe — da steht an der Pforte der treue Universitäts-Eckart, der Pedell, und jagt sie fort. Der Professor hatte es nicht einmal der Mühe werth gehalten, die Damen zu benachrichtigen, daß er in Zukunft auf das Vergnügen verzichten müsse, sie zu sehen." — Bei uns in Bonn hat vorübergehend eine ältere Dame botanische und zoologische Vorlesungen der Universität mit besucht und hat eine jüngere russische Dame eine Zeit lang im chemischen Privatlaboratorium des Universitätschemikers gearbeitet, bis sie aus Lebensüberdruß ein unglückliches Ende suchte. — Auch in Leipzig und Heidelberg sind ohne weitere principielle Ordnung der Angelegenheit derartige Zulassungen erbeten und hin und wieder gewährt worden. Mehrfach aber haben auch die durch kaiserlich russischen Ukas von 1873 von Zürich fortbefohlenen jungen Russinnen bisher vergeblich an den Pforten deutscher Hochschulen um Einlaß gebeten. Eine generelle Entscheidung ist darüber noch nirgend getroffen worden.

Alle diese bis jetzt noch nicht befriedigten, aber doch immer nachdrücklicher aufgestellten Forderungen lassen sich offenbar zusammenfassen in die eine Gesammtforderung einer vollständigen Beseitigung jeder Zulassungsschranke zum Besuche der Universität. Unsere Hochschulen sollen dieser Forderung gemäß freie Bildungsstätten für Jedermann werden.

Könnte diese Forderung in den maßgebenden Kreisen jemals Gehör finden, so würden von der Zeit an unsere Hochschulen

sicherlich mehr und mehr aufhören Pflegstätten der Wissenschaft zu sein, würden als solche allgemeine Bildungsstätten wissenschaftlich gerade so wenig leisten, wie die sogenannten Universitäten Frankreichs und Nordamerika's. Es ist pädagogisch ganz widersinnig, für die vorbereitenden Studien immer größere Trennungen zu verlangen, je nach den verschiedenen Bedürfnissen Volksschulen, Vorschulen, Mittelschulen, Bürgerschulen, höhere Bürgerschulen, Realschulen, Realschulen I. Ordnung, Gewerbeschulen, Landwirthschaftsschulen, Progymnasien und Gymnasien einzurichten und womöglich Mädchen und Knaben gesondert zu unterrichten, und dann an der Universität unbekümmert um die Verschiedenheit der Vorbildung Alles in einen Lehr- und Lerntopf zu werfen. Pädagogisch allein richtig ist das umgekehrte Verfahren; einheitlich kann und soll die Jugenderziehung sein, bevor die Interessen sich entschieden und unterschieden haben, erst dann muß Arbeitstheilung eintreten. Und demgemäß kann dann eine Verschiedenheit der Wissenspflege an verschiedenen Anstalten wohl am Platze sein. Aber die größte Verschiedenheit der Vorbildung suchen und dann hinterher Einheit der abschließenden Nachbildung gleichmäßig für Alle wollen, ist ganz widersinnig.

Es ist vor der Hand gewiß nicht zu besorgen, daß in unsern leitenden Kreisen dieser pädagogische Widersinn volles Gehör finden wird; aber die Gefahr, daß die Pression solcher Zeitforderungen zu halben Concessionen führen könnte, ist allerdings vorhanden, oder vielmehr unsere Universitätsentwickelung ist schon längst in die Bahnen solcher bedenklichen Concessionen einseitig gelenkt worden. Es fragt sich daher nur, ob wir dieser Entwickelung noch Einhalt thun können oder aus der einseitigen Halbheit auf demselben Wege zum Ganzen fortschreiten wollen.

War es richtig, abgesehen von der Forderung einer gleichmäßigen Vorbildung die Landwirthschafts-Beflissenen durch eine mehr oder weniger enge Verbindung der landwirthschaftlichen Anstalten mit den Universitäten zum Besuche und Benutzen derselben zu veranlassen; so ist kein Grund abzusehen, mit den angehenden Bergleuten, Forstwirthen, Technikern andere Wege zu gehen. War es richtig, von der Forderung gleichmäßiger Vorbildung abgesehen, auch die angehenden Pharmaceuten zu veranlassen ihre natur-

kundlichen Studien auf der Universität zu machen; so ist kein Grund abzusehen, warum es nicht ebenfalls nützlich sein kann, wenn die Volksschullehrer ihr Studium der Pädagogik auf der Universität absolviren oder Realschüler hier das Studium neuerer Sprachen fördern sollen. Und will man endlich so weit von der Forderung einer gemeinsamen Vorbildung absehen, so ist überhaupt gar kein Grund vorhanden, warum man nicht die Pforten der Universität einem Jeden gleichviel wie Vorgebildeten öffnen will, der auf ihr irgend eine Belehrung glaubt suchen und gewinnen zu können.

In den Zug solcher Concessionen sind unsere Universitäten ohne rechten pädagogischen Vorbedacht allmählig hineingekommen. Den Anfang machte im vorigen Jahrhundert die gelegentliche Pflege der Landwirthschaft, es entsprach dies dem erwachenden Sinn für Hebung der Landescultur. Schon ein Befehl des Königs von Preußen vom 24. Juli 1727 empfahl solche Vorlesungen allen Studiosis und ertheilte ihnen zugleich die Versicherung, dieserwegen künftig in Ertheilung der Bedienungen Bedacht zu nehmen. Demgemäß wurden ökonomische Professuren in Halle und Frankfurt a. O. gestiftet. Nach 1741 folgten diesem Beispiele die Universitäten Upsala, Rinteln, Göttingen, Gießen und später noch andere. Daneben sind dann wieder in unserem Jahrhundert nach dem Beispiele der von Thaer gegründeten landwirthschaftlichen Lehranstalt in Möglin noch andere isolirte ähnliche Anstalten gegründet worden. Nun aber erhob sich der Streit, ob die Trennung von der oder die Vereinigung mit der Universität das Bessere sei. Besonders lebhaft wurde dieser Streit, als Liebig in seinen „naturwissenschaftlichen Briefen" (Heidelberg 1858) und in einer am 26. März zur Feier des 102. Stiftungstages der k. baierischen Akademie der Wissenschaften gehaltenen Rede den gesonderten landwirthschaftlichen Lehranstalten die Berechtigung ferneren Bestehens absprach und die Vereinigung derselben mit den Universitäten verlangte. Näheres über den ganzen Fortgang dieses Streites ist zu ersehen aus der lehrreichen Schrift des Dr. K. Birnbaum „Die Universitäten und die isolirten landwirthschaftlichen Lehranstalten, historisch-kritische Zusammenstellung aller Urtheile älterer und neuerer competenter

Fachmänner über landwirthschaftliche Lehranstalten und Bildung des Landwirths, mit Bezug auf die Urtheile J. v. Liebig's. Gießen 1862". Birnbaum selbst spricht entschieden für die Vereinigung mit der Universität. — Diese Ansicht hat seitdem und besonders seit dem glänzenden Aufschwung der landwirthschaftlichen Anstalt der Universität Halle immer mehr Anhang gewonnen, so daß jetzt der Besitz einer landwirthschaftlichen Anstalt Vielen fast schon als ein unbedingtes Erforderniß einer ordentlichen Universität erscheint.

Bei dieser Entwickelung nun sind schwerlich die weiteren Consequenzen richtig überdacht und wenn man diese, d. h. die gleiche Zulassung und Berücksichtigung der Forstwirthe, Techniker, Bergleute, Ingenieure, Handelsbeflissenen zc. nicht will, so kann auch der Anfang nicht richtig gewesen sein. Unzweifelhaft können allen Lernenden dieser verschiedenen Berufszweige auf der Universität nützliche Kenntnisse dargeboten werden, gewiß empfiehlt es sich auch für die Praktiker, die entsprechenden Grundwissenschaften ohne stete unmittelbare Beziehung auf den jeweiligen praktischen Beruf zu erlernen und ganz gewiß kann die auf den Universitäten dargebotene Gelegenheit zu allgemeinerer Ausbildung auf den Gebieten der Geistes- und Naturwissenschaften einen förderlichen Einfluß auf die allgemeine Entwickelung des Geistes ausüben; und andererseits werden allerdings isolirte Lehranstalten der verschiedenen praktischen Berufszweige selten in der Lage sein, über die besten Lehrkräfte und genügend reiche Lehrmittel zu verfügen. Man hat gewiß vollständig Recht, wenn man die äußeren und inneren Mängel dieser isolirten Berufsanstalten scharf hervorhebt und dem gegenüber die Vereinigung derselben mit den Universitäten entschieden vorzieht. Aber giebt es denn nicht noch einen anderen Ausweg zur Beseitigung jener Mängel?

Anstatt die landwirthschaftlichen Anstalten und Pharmaceutenstudien mit der Universität zu verbinden, hätte man ja auch alle diese unmittelbar praktischen Berufsanstalten vereinigt mit großen polytechnischen Schulen in Verbindung bringen können. Die Beschaffung der entsprechenden Lehrkräfte und Lehrmittel hätte sich für diese großen Anstalten, deren manche ja schon jetzt besser ausgerüstet ist und stärker besucht wird als manche Universität, diesem

Zuwachs entsprechend noch leichter bewirken lassen, auch für die überall an ihnen gewollte aber bis jetzt nicht immer ausführbare Heranziehung allgemein bildender Lehrgebiete hätte dann leichter die nöthige Fürsorge getroffen werden können. Eine solche Entwickelung wäre pädagogisch gewiß folgerichtiger gewesen als polytechnische Hochschulen zu gründen, daneben isolirte Bergakademien und Forstakademien zu belassen oder gar neu anzulegen, und vereinzelt die Landwirthschaftsschulen und die Pharmaceutenbildung in einer wechselnden und prinziplosen Weise mit den Universitäten in Verbindung zu bringen.

Von solchen halben Zuständen hat natürlich keiner der betheiligten Factoren eine durchgreifende Befriedigung gehabt. Nur auf einigen wenigen Universitäten haben die landwirthschaftlichen Anstalten einen wirklich guten Fortgang aufzuweisen und manche Universität hat bei dem doch meist nur lockeren Verhältniß der Anstalt zu ihr schon wiederholt über allerlei Uebelstände und Unbequemlichkeiten zu klagen gehabt. Den polytechnischen Anstalten ist es bisher schwer geworden in Betreff der Berufungen auf den wichtigsten Gebieten der Naturkunde die Concurrenz mit den Universitäten gedeihlich zu bestehen, Chemiker und Physiker suchen daher allerdings häufig nach dem Besuch eines Polytechnikums noch eine Universität auf. Noch schwerer ist denselben bis jetzt die dauernde Vertretung der freieren Geisteswissenschaften der Kunst und Geschichte durch bedeutende Lehrkräfte geworden. Die Berufenen haben oft den alten geheiligten Mutterboden der Universität bald möglichst wieder gesucht. Eine volle Befriedigung wird also auf den polytechnischen Lehranstalten nicht empfunden. — Daß dies bei den isolirten Berufslehranstalten noch weniger der Fall ist, kann nicht Wunder nehmen.

Es ist daher natürlich, daß von allen Seiten Abhülfe gewünscht wird, und begreiflich, daß man zur Meinung kommen kann, das einfachste und beste Mittel biete die Vereinigung aller dieser praktischen Berufsanstalten mit der Universität. Auf diesem Wege könne man am leichtesten die gemeinsamen Bedürfnisse mit den gleichen Lehrkräften und Lehrmitteln decken und noch dazu den Vortheil allgemeinerer Bildungsanregung darbieten. Eine solche Entwickelung der Universitäten entspreche überdies dem prak-

tischen Zuge unserer Zeit und werde auch den Universitäten manchen Orts die an Zahl sinkende Zuhörerschaft wieder mehren.

Den Glauben an die Wahrscheinlichkeit und die Richtigkeit einer solchen Entwickelung vermag ich nicht zu gewinnen. Die großen mit nicht unbeträchtlichen Kosten eingerichteten und erhaltenen polytechnischen Anstalten würden schwerlich wieder eingehen, sobald die Universitäten suchen dürften tüchtige Lehrer der jetzt nur auf den polytechnischen Schulen gelehrten Fächer, des Maschinenbaues, des Ingenieurwesens u. s. w. zu gewinnen. Und schwerlich wird unsere Regierung dulden, daß ihre verschiedenen Ministerien sich für die ihnen untergeordneten Bildungsanstalten eine so sinnlose Concurrenz machen. Das wäre die reine Geldverschwendung. Wenn aber der feste klare Entschluß zur Aufhebung der polytechnischen Hochschulen nicht zu erwarten ist, dann ist es jedenfalls richtiger, die sich berührenden höheren Studien für Technik, Gewerbe, Handel und Landescultur an diesen Anstalten vereinigt zu pflegen, als theilweise hier, theilweise an isolirten Berufsanstalten und theilweise an der Universität. Dann ist aber die polytechnische Anstalt für diese gewiß förderliche Zusammenfassung der allein richtige Platz. — Nur ausnahmsweise in Berücksichtigung besonderer Verhältnisse sollte man dann den Fortbestand landwirthschaftlicher Anstalten an den Universitäten dulden oder eine Neugründung solcher Anstalten an denselben vornehmen. Es wäre gewiß eine thörichte Prinzipienreiterei, wollte man um des Prinzipes willen eine so glückliche thatsächliche Entwickelung, wie sie die landwirthschaftliche Anstalt in Halle gewonnen hat, unterbrechen. Wenn einmal in einer Provinz für rationelle Pflege der Landwirthschaft oder auch der Forstwirthschaft naturgemäß ein regsames Interesse vorhanden ist und dann dieser Provinz eine leicht erreichbare polytechnische Schule fehlt, so kann es unter solchen Umständen gar wohl als das Zweckmäßigste erscheinen, die Pflege dieser Interessen einstweilen der schon vorhandenen Universität zu überlassen. Und andererseits könnte ebenso eine solche Uebertragung zeitweilig nützlich sein, wenn es darauf ankäme, in einer von der Natur reich begünstigten Provinz den Sinn für eine rationellere Bewirthschaftung zu wecken und zu fördern. — Nur soll man sich hüten, aus der gelegentlichen Zu-

lassung solcher unter Umständen zeitweilig nützlichen Verbindungen ein allgemeines Erforderniß abzuleiten, diese Verbindung an sich für das Richtigste und Beste zu halten.

Eben Das kann diese Verbindung niemals sein, so lange durch sie auf der Universität ungleich vorgebildete Schüler vereinigt werden. Es ist dies das Hauptübel, welches diese so wie alle ähnlichen neuerdings vielfach gewünschten Erweiterungen der Universitätslehrkreise verurtheilt. Schüler, von denen die einen auf Gymnasien, die anderen auf Realschulen I. Ordnung, noch andere auf Realschulen, höheren Bürgerschulen und Mittelschulen gebildet sind, und dazu dann noch die auf mannigfach unterschiedenen Töchterschulen vorgebildeten Schülerinnen können unmöglich einen wünschenswerthen Hörerbestand für die Universitätsvorlesungen abgeben. Freilich darf man gewiß nicht behaupten, daß nur Gymnasiasten im Stande sind, den Universitätsvorträgen zu folgen, manche Realschüler werden vielleicht gar besser im Stande sein, die mathematischen und physikalischen Erörterungen der Universitätslehrer zu verstehen und sind gewiß ebenso befähigt, die Vorträge über neuere Geschichte richtig aufzufassen. Für die Vorträge über Pädagogik, deutsche Literatur und vielleicht auch einzelne Gebiete der Philosophie brächten am Ende sogar manche weibliche Studenten mehr Theilnahme und Verständniß mit als viele männliche Studenten. Aber gerade diese Verschiedenheit der Vorbildung wäre das Nachtheilige für die Universitätslehre. Die Professoren der Mathematik und Physik können doch nicht für die weniger gut vorgebildeten Gymnasiasten und die besser vorgebildeten Realschüler ohne Nachtheil für die einen oder die anderen ganz gleich oder für die verschiedenen Kreise doppelt vortragen. Für die Lehrer der neueren Sprachen ist es doch nicht einerlei, ob sie nur Zuhörer vor sich haben, die das gründliche Zurückgreifen auf die alten Sprachen erlauben, oder zugleich solche, denen das Verständniß solchen Zurückgreifens schwer wird oder gar unmöglich ist. Und selbst dem Philosophen kann es nicht einerlei sein, ob er gelegentlich einmal eine wichtige Stelle des Platon und Aristoteles griechisch citiren darf oder nicht. Ich habe schon mitunter sonst ganz fleißige Realschüler erster Ordnung aus meinen Vorlesungen verschwinden sehen, wenn ihnen zugemuthet wurde, die

alten Philosophen auch einmal in ihrer eigenen Sprache reden zu hören, obgleich ich nie unterließ, sie nach meiner Auffassung zu verdeutschen. Weibliche Zuhörer würden sich dabei vielleicht noch an dem Klang der Laute einer ihnen fremden Sprache erfreuen, aber es wäre doch übel, wenn dem Universitätslehrer in Zukunft zugemuthet würde, durchweg vor so verschiedenen Interessen einer bunt gemischten Zuhörerschaft zu reden. Die bisher erstrebte strenge Wissenschaftlichkeit der meisten Vorträge würde darunter bei uns ganz gewiß ebenso leiden, wie dies in Frankreich der Fall ist, wo der seiner Zeit berühmte Philarète Chasles mit weißen Glacée-Handschuhen das Katheder des College de France betrat und dann in galanten Worten seine Witze darüber machte, wie deutsch es doch sei, daß Goethe's Werther sich in seine Lotte gleich so stark verliebt habe, während sie Butterbrod strich für die lieben Kleinen, daß er sich nicht enthalten konnte, den einen Knaben ungeachtet seines kleinen Rotznäschens sofort zu küssen.

Im Ernste geredet, meine Erfahrungen hinsichtlich der Vorträge vor unserer bisherigen studentischen Zuhörerschaft, vor den Offizieren der Kgl. Kriegsakademie, an welcher ich mit vieler Freude sechs Jahre lang Philosophie vortrug, und vor dem gemischten Publikum verschiedener Städte haben mir die Ueberzeugung gegeben, daß allerdings keineswegs die eine Zuhörerschaft unbedingt empfänglicher, regsamer, verständnißvoller ist als die andere, aber doch, daß hier wesentliche Unterschiede zu beachten sind, deren Berücksichtigung man nicht leichtsinnig preisgeben soll durch Vermischung der Interessen. Als ein solcher wesentlicher Unterschied ist mir immer Das erschienen, daß unsere gymnasial gut vorgebildeten Studenten doch eine gewisse Zähigkeit wissenschaftlicher Geduld mitbringen sich in einen Gegenstand nach seinem historischen Werdeproceß zu vertiefen; während in den anderen Kreisen stets das Interesse überwog nach dem fertigen Resultat der Entwickelung und nach seiner Bedeutung und Verwerthung für den Augenblick zu fragen. Allerdings muß ich gestehen, daß dieser letzte Zug auch mehr und mehr in manche Kreise unserer jetzigen studentischen Zuhörerschaft eindringt, daß insbesondere viele des Naturstudiums und der Medizin Beflissenen

kaum noch lernen, wie es vor hundert Jahren geschweige denn zur Zeit des alten Aristoteles in ihrer eigenen Wissenschaft ausgesehen hat, aber mir scheint dies kein Glück für die wissenschaftliche Vertiefung des Studiums zu sein. Auf dem Wege solcher modernsten Beschränkung nach dem Gesichtspunkt äußerer Nutzanwendung züchtet man nur spezialistische Routiniers aber keine wissenschaftlich einsichtigen Köpfe. Das gerade bildet den Charakter echter Wissenschaftlichkeit, daß man jedes Wissen in seinem Gewordensein und in seinem menschheitlichen Culturzusammenhange zu begreifen sucht; nur eine solche Betrachtung giebt die Ruhe zu einer objektiv gerechten Werthschätzung des Einzelnen im Verhältniß zu anderen Gebieten. Wir würden etwas Wesentliches, vielleicht mit das Vorzüglichste, was unsere Universitätsbildung besitzt, preisgeben, wenn wir duldeten, daß durch den Zuzug verschiedener Elemente dieser bisherige Charakter unserer Universitätslehre umgestaltet werden könnte. Wenn ich jetzt Geschichte der Erziehung vortrage, so spüre ich wohl, daß meine Zuhörer rascher zur Neuzeit zu eilen wünschten, als sie dazu geführt werden. Ich leiste diesem Zuge Widerstand, weil ich es für segensreich halte, daß meine Zuhörer den langsamen Culturgang der Menschheit gleichsam mitempfinden lernen. Nichts besser als dies bewahrt zukünftige Pädagogen vor Ueberstürzung und dem schädlichen Wechsel der Methodenjägerei. Es wäre mindestens fraglich, ob es möglich wäre, bei einer anders vorgebildeten Zuhörerschaft, in welcher jener Zug zum Resultat noch stärker hervortreten mögte, mit Erfolg den gleichen Widerstand zu leisten. Und gewiß würde die wissenschaftliche Universitätsarbeit in diesem Falle, wie in vielen anderen wesentlich erschwert werden. Eben deshalb soll man sich wohl hüten, die bisherige Universitätsentwickelung auf diese abschüssige Bahn einer allgemeineren Bildungsförderung gleiten zu lassen. Es ist genug, wenn die dazu geeigneten Universitätsprofessoren den in ihrer Art gewiß berechtigten Bildungsforderungen unserer Zeit durch freieste Zulassung von Hospitanten zu ihren Universitätsvorlesungen und sonst außerhalb ihrer akademischen Wirksamkeit durch Theilnahme an solchen Bestrebungen bereitwillig entgegen kommen. Und man wird gewiß nicht sagen können, daß unsere gegenwärtigen Universitäten

ihrer Zeit nicht in dieser Beziehung einen reichlichen Tribut zahlen.

Kurz die vielfach geforderte Erweiterung der Universitätsbildung nach dieser Rücksicht freiester Zulassung Aller, die nach einer höheren Ausbildung ihres Geistes Verlangen tragen, könnte ohne Schaden nur unter der Bedingung vorgenommen werden, daß sich Alle zuvor gleichmäßig die erforderliche Vorbildung erwerben. Das ist auch der Schluß von Gneist's Betrachtung der nordamerikanischen Universitätsverhältnisse: „Die Zulassung der Frauen zu den Universitäten — schreibt derselbe — ist keine Frage, welche für sich entschieden werden kann. Sie ist an den deutschen Universitäten in übereilter Weise angeregt und in Einzelversuchen eben deshalb mißglückt. Es ist leicht, solche Maßregeln zu decretiren und dadurch den Ruhm eines „fortgeschrittenen" Standpunktes zu erwerben. Aber das Schul- und Erziehungswesen kennt keine sprungweise Fortschritte. Eine grundsätzliche Zulassung der Frauen zu den Universitäten setzt das System der Geschlechterverbindung in den Vorbereitungsstufen — also in den gelehrten Schulen — in erheblichem Maße voraus, und wird dann auch in Sitte und Gewöhnung leichter einen Halt finden. Die deutschen Universitäten würden aber in erschreckendem Maße rückwärts kommen, wenn sie auf die regelrechte und regelmäßige Vorbildung durch die Gymnasialcurse verzichteten. Es kann auch den Frauen zu Liebe ihr Niveau nicht herabgesetzt werden. Ehe das Gemeinschaftssystem in den gelehrten Schulen Fuß gefunden hat, soll man nicht von „Oeffnung der Universitäten" für Frauen reden, wie dies besonnener Weise auch in Amerika nicht geschehen ist." —

Dem stimme ich vollständig zu, nur lege ich Gewicht darauf auch den Schein zu vermeiden, als könnte ich an die jemalige Erfüllung dieser Vorbedingung glauben oder gar sie wünschen. Nach meiner Ansicht setzte das eine allgemeine Verkennung der verschiedenen Geschlechtsbestimmung voraus, wie sie hoffentlich in Deutschland nie Platz greifen wird. Es wäre ja dann bei solchem Nivellement der Naturunterschiede am Ende nicht abzusehen, warum nicht ebenso gut unsere züchtigen Jungfrauen wieder echt spartanisch mit den Jünglingen auf gemeinsamem Turnplatze ringen und mit den Männern wenn auch nach Platonischem Rath in der

Hinterlinie in's Feld ziehen sollten. Wünschenswerth könnte mir höchstens die einheitliche Vorbildung unserer gesammten nach höherer Bildung strebenden männlichen Jugend in zeitgemäß reformirten Gymnasien erscheinen, aber bevor diese Reform vorgenommen ist, soll man auch die Pforten der Universitäten für die Jünglinge nicht weiter öffnen als jetzt. Hedwig Dohm und ihre Gesinnungsgenossinnen mögen sich bis dahin damit trösten, daß doch nicht die bildungsbedürftigen Damen allein von dem getreuen Universitätseckart, dem Pedell, an der Thür des Hörsaals abgewiesen werden, sondern mit ihnen auch noch viele Sprößlinge des gegen die Frauen so harten Männergeschlechts.

Also nur wenn zuvor für Alle der Besuch derselben Vorbildungsschulen durchgeführt wäre, dürfte füglich die Vereinigung aller höheren Studien auf der Universität in Frage kommen. Selbst dann könnte nach dem Prinzipe der auf späteren Bildungsstadien stets nothwendig werdenden Arbeitstheilung die Benutzung verschiedener von einander getrennten oder nur örtlich neben einander wirkenden Bildungsanstalten noch immer besondere Vortheile haben, aber die volle Vereinigung brächte dann mindestens keine offenbaren Uebelstände und unvermeidlichen Nachtheile mit sich. Wird die Richtigkeit dieser Erwägung zugegeben, so werden unsere Regierungen wohl einstweilen nicht darauf zu sinnen brauchen, wie man die Universitäten durch Beschaffung neuer Professuren der Technik, des Gewerbes, des Handels, der Land- und Forstwirthschaft passend erweitern und damit dem praktischen Zuge unserer Zeit dienstbar machen könne.

Es wäre das ein Glück, weil damit Freiheit zur Ueberlegung gewonnen würde, wie wohl in angemessenerer Weise innerhalb des jetzigen Rahmens der Universitätsbildung eine noch vielseitigere Pflege des Wissens zu bewirken sei.

Nicht mit Unrecht ist oft über die mangelhafte Pflege der vergleichenden Sprachwissenschaft, der Geographie, der deutschen Literaturgeschichte und der Pädagogik an unsern Universitäten geklagt worden. Es hat zum Ruhme Leipzigs gewiß nicht wenig beigetragen, daß es sich angelegen sein ließ, auch dem Verlangen unserer Zeit nach einer wissenschaftlichen Förderung dieser Disciplinen rechtzeitig entgegen zu kommen, während Berlin

gerade in dieser Beziehung zurückblieb. Die Schuld solchen Zurückbleibens mancher Universitäten darf man aber nicht kurzweg bei der Willigkeit der Regierungen suchen, zum nicht geringen Theil steckt sie leider in den an den Universitäten selber herrschenden Vorurtheilen.

So wollen manche Philologen von der Sprachvergleichung nicht viel wissen, oder betrachten sie nur als eine Nebenbeschäftigung des Sanskritphilologen. Diese Auffassung ist schwerlich zu rechtfertigen. Die zur wissenschaftlichen Sprachvergleichung erforderliche gründliche Kenntniß vieler oder doch mehrerer verschiedenen Sprachen ist gewiß schwer zu erlangen und daher oberflächliches Wissen auf diesem Gebiete leicht zu befürchten. Auch mag der feste Ausgang von einem bestimmten Sprachstudium aus rathsam und die Beschäftigung mit dem für viele Sprachen grundlegenden Sanskrit sprachvergleichenden Studien besonders nützlich sein. Aber jede weitere gründliche Umschau unter den Sprachen der Erde muß doch für die Sprachvergleichung ein Vortheil, ja eine Nothwendigkeit sein, und das beste Mittel, um die Pflege dieser wünschenswerthen Wissenschaft vor dilettantenhaften Abirrungen möglichst zu bewahren, wird nach Analogie früherer Erfahrungen auf anderen Gebieten eben darin bestehen, sie zu einer festen Universitätsdisciplin zu erheben und dann nach besten Kräften für ihre wissenschaftliche Vertretung zu sorgen. Auch der Einwand, das Studium der Einzelsprachen sei noch nicht weit genug gediehen zur Ermöglichung einer wissenschaftlichen Sprachvergleichung, würde, selbst wenn er an sich richtig wäre, nicht viel bedeuten, denn eben so klar ist, daß das Studium der einzelnen Sprachen gerade erst durch die Sprachvergleichung vollendet werden kann. Alle Wissenschaften befinden sich eben im stetigen Werden, sind jederzeit unfertig und gedeihen nur in wechselseitiger Förderung.

Nicht minder irrig scheinen mir die Einwände zu sein, die nicht selten gegen die Pflege der geographischen Wissenschaft erhoben werden. Die Geographie — so hört man sagen — sei gar keine besondere Wissenschaft, nach der einen Seite sei sie eine angewandte Naturwissenschaft, an welcher der Astronom, der Geologe, der Botaniker und der Zoologe Theil zu nehmen habe,

nach der anderen Seite gehe sie den Politiker und Historiker an. Unter glücklichen Umständen könne wohl einmal ein genialer Kopf wie Karl Ritter aus allen diesen Ingredienzien ein zusammenhängendes Ganze machen, aber das sei eine Ausnahme und auf solche geniale Ausnahmen könne bei einer regelrechten Wissensvertretung an den Universitäten nicht Rücksicht genommen werden. Ich habe solche Ansichten nach dem Tode Ritter's in Berlin nicht selten in Universitätskreisen gehört. Die nothwendige Entgegnung scheint mir selbstverständlich. Mit demselben Rechte könnte man argumentiren, Professoren der Weltgeschichte brauche man nicht, die Geschichte sei gar keine Wissenschaft, es gäbe nur eine Geschichte der einzelnen Gebiete von Kunst und Wissen, welche den jeweiligen Fachmann angehe, die Kirchengeschichte den Theologen, die Rechtsgeschichte den Juristen, die politische Geschichte den Staatsrechtslehrer, die alte Kunstgeschichte den klassischen Philologen, die neuere Kunstgeschichte den Aesthetiker, die Literaturgeschichte die alten oder neueren Philologen. Gelegentlich könne wohl einmal ein genialer Kopf auftauchen, der verstehe alle diese einzelnen Gebiete zu einer Gesammtbetrachtung des wirklichen Lebens der Völker und der ganzen Menschheit zu vereinigen, aber das Erscheinen solcher genialen Köpfe sei eine Ausnahme, auf die man bei festen Universitätseinrichtungen nicht rücksichtigen könne, für besondere Professuren der Geschichte könne man also an den Universitäten keine Sorge tragen, wenn man nicht in die Lage kommen wolle zu sehen, wie mittelmäßige Köpfe ein Sammelsurium von Wissen für Geschichte ausgeben. — Mit demselben Räsonnement könnte man auch der Philosophie wegen ihrer umfassenden Beziehungen das Recht einer wissenschaftlichen Sonderexistenz bestreiten; oder eigentlich wäre jede Wissenschaft dieser Gefahr ausgesetzt, denn eine jede ist doch nur in so weit Wissenschaft als sie versteht, die immer vielseitigen Beziehungen eines Wissens unter einem einheitlichen Gesichtspunkte zu vereinigen. Das aber kann auf dem Gebiete der Geographie ebenso gut geschehen, wie auf jedem anderen, und auf keinem anderen Gebiete ist es gerechtfertigt, wegen eines angeblichen Mangels an Kräften die geordnete Pflege eines nothwendigen Wissens brach liegen zu lassen. Vielmehr ist dies der sicherste Weg um einseitigen Förderungen solchen

Wissens Vorschub zu leisten. Es ist doch sicherlich seltsam, wenn an großen Universitäten Thier- und Pflanzengeographie gelehrt wird, von einer Geographie der Menschen aber gar nicht die Rede ist; es ist auch nicht gut, wenn die Pflege dieser Wissenschaft, die allerdings eine große Kraft combinatorischer Zusammenfassung erheischt, an den Universitäten nur Entdeckungsreisenden, Ethnographen und Statistikern oder gar den naturwissenschaftlichen und philosophirenden Praehistorikern überlassen bleibt. Gerade um einseitige Halbheiten zu vermeiden, sollte man sich die regelrechte Vertretung dieser Wissenschaft an den Universitäten ganz besonders angelegen sein lassen.

Mit der Behandlung der allgemeinen Literaturgeschichte an der Universität steht es offenbar etwas anders. Es kann gewiß hier ebenso wenig bestritten werden, daß durch eine Vergleichung der Literaturen verschiedener Völker und Zeiten interessante Aufschlüsse zur Erkenntniß des Volksgeistes sowohl als auch zur Erkenntniß des Wesens der einzelnen Dichtungsarten gewonnen werden können. Ein solches Studium aber ist Sache des Aesthetikers, also Aufgabe der Philosophen, soweit sie durch Begabung und Entwickelung veranlaßt sind innerhalb ihrer weit umfassenden Wissenschaft auch dieses Gebiet zu bearbeiten. Das ist denn auch bekanntlich von Aristoteles Zeit her wiederholt von Philosophen geschehen und seit Baumgarten's Pflege dieser Wissenschaft im vorigen Jahrhundert ist diese philosophische Förderung der Aesthetik an deutschen Universitäten nicht ausgestorben, ich erinnere nur an die Arbeiten Hegel's und seiner Schüler Vischer, Köstlin und Rosenkranz, ebenso an die Arbeiten Herbart's und besonders seines Anhängers R. Zimmermann, sowie an die vielen Arbeiten Carriere's. Auch specielle Literarhistoriker wie Wackernagel haben gelegentlich je nach Gabe und Neigung dieser ästhetischen Literaturvergleichung Dienste geleistet. Auf diesem Gebiete aber mehr zu verlangen von den Universitäten als eine solche gelegentliche Pflege von Seiten dazu tauglicher Philosophen, etwa für eine jede Universität die Schaffung einer Professur für allgemeinere Literaturgeschichte zu fordern, scheint mir nicht rathsam. Denn der Mittelpunkt dieser Wissenspflege muß in der Philosophie gelegen bleiben, und nicht in den Umkreis

Dessen, was einer denkenden Betrachtung unterzogen werden soll, in die vergleichende Literaturgeschichte selbst gelegt werden. Geschieht dies, so muß es als ein wissenschaftlicher Mangel betrachtet werden, wenn der betreffende Lehrer nicht zugleich alle die Sprachen philologisch genau kennt, über deren Literaturen er belehren will. Ein Philosoph, der nur ästhetisch auf das Wesen der verglichenen Dichtungsarten zu achten hat, kann bei einiger wissenschaftlichen Vorsicht und Umsicht in Betreff der historischen Grundlage gar wohl ohne solche Kenntniß förderliche allgemeinere Betrachtungen anstellen; von einem Literarhistoriker κατ᾽ ἐξοχήν ist man wissenschaftlich berechtigt, solche vielseitigen Sprachkenntnisse zu verlangen. Und weil nun eben diese selten mit dem Interesse für Aesthetik und mit der Kenntniß des Verhältnisses dieser Disciplin zur übrigen Philosophie verbunden zu sein pflegen, thut man besser dabei zu bleiben, die Pflege der Aesthetik den Philosophen und die Pflege der Literaturgeschichte den jeweiligen klassischen und germanistischen Philologen zu überlassen.

Wiederum anders verhält es sich mit der oft beklagten Stellung der deutschen Universitäten zur Pflege der deutschen Literaturgeschichte. Die Klagen gehen hier ganz entgegengesetzte Wege. Von der einen Seite wird darüber Klage geführt, daß das streng wissenschaftliche Studium der germanistischen Philologie nicht überall und namentlich in Betreff der Errichtung germanistischer Seminare wohl an keiner Universität genügend gefördert werde. Wenn diese Klagen nicht weiter in Verbindung gebracht werden mit Forderungen germanistischer Studien für den Gymnasialunterricht selbst, sondern es sich nur um eine förderliche Vorbereitung der zukünftigen Lehrer des Deutschen handelt, so dürften diese Klagen wohl Beachtung verdienen, und soll ja auch, wie ich höre, im vorzulegenden Unterrichtsbudget unseres Staates bereits eine theilweise Abhülfe vorgesehen sein durch Auswerfung einer Summe zur Einrichtung germanistischer Seminare an mehreren bisher nicht mit solchen ausgerüsteten Universitäten.

Von ganz anderer Seite wiederum wird gerade darüber Klage geführt, daß über der Pflege der alten germanistischen Philologie die Berücksichtigung der neuen deutschen Literaturgeschichte auf den Universitäten zu kurz komme. Mit scharfem

Witze hat unlängst besonders P. Lindau in seinen 1874 erschienenen „Gesammelten Aufsätzen, Beiträge zur Literaturgeschichte der Gegenwart“ über diese Vernachlässigung bitterböse Bemerkungen gemacht. Er schildert ein Zwiegespräch zwischen einem französischen Freund Gaston R., der nach Berlin kommt um an der Universität neue deutsche Literaturgeschichte zu studiren, und einem Dr. Müller, der ihn darüber lehrt, warum in dem Berliner Lections-Katalog vom Wintersemester 1872/73 auch nicht eine Vorlesung angekündigt ist, welche auch nur entfernt die neuere deutsche Literatur berühre. Er habe auch einmal geschwärmt für Lessing's Prosa, für Göthe's Dichtung, aber der dreijährige Aufenthalt auf deutschen Universitäten habe hingereicht diese Schwärmerei zu beseitigen. Auf unseren Universitäten gäbe es über die Literatur Aegyptens, Persiens, Indiens, Polens und Rußlands für Specialisten viel zu lernen; wer aber wissen wolle, was Lessing, Göthe, Schiller gedichtet, was sie für den deutschen Geist gethan, der müsse eben Literaturgeschichten zur Hand nehmen. In den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts hätten unsere Universitäten noch ihre Bouterweck's und Wachler's gehabt, jetzt wüßten sich dieselben von dieser Schwäche frei. Was bei uns Literaturgeschichte heiße, sei altdeutsche Philologie. Das sei die Regel. Sonderlinge machten natürlich von Zeit zu Zeit eine Ausnahme, und es komme wohl vor, daß ein Privatdocent oder ein junger Extraordinarius, den die Ehrwürdigkeit unserer Hochschuleu ungerührt lasse, sich gelegentlich einmal der sogenannten Classiker annehme; aber das sei glücklicher Weise eine Ausnahme. So Lindau's Berliner Dr. Müller.

Daß diese Klage an starker Uebertreibung leidet, weiß jeder mit den Verhältnissen Bekannte und kann jeder Andere leicht aus dem Lections-Kataloge unserer Universitäten ersehen. Zusammenhängend oder mit Auswahl von Einzelnem, insbesondere mit Hervorhebung Lessing's, Göthe's und Schiller's, behandelten die neuere deutsche Literaturgeschichte in Berlin — neuerdings H. Grimm und L. Geiger, früher wohl auch Gruppe, Werder, Hotho und Althaus, in Halle — Haym und Gosche, in Breslau — H. Rückert, in Königsberg — Schade und Rosenkranz, in Kiel — Weinhold und

Cl. Groth, in Göttingen — Gödeke, in Bonn — Simrock, Reifferscheid, Birlinger und ich, in Marburg — Lucä und A. Lange, in Leipzig — Zarncke, Hildebrand, Biedermann und Minckwitz, in München — M. Bernays und Carriere, in Tübingen — v. Keller, Köstlin und Holland, in Heidelberg – Bartsch, K. Fischer und v. Reichlin-Meldeg, in Freiburg — Martin (jetzt in Prag), in Straßburg — W. Scherer und Laas. Mag es nun auch sein, daß einige dieser Docenten, namentlich unter den Philosophen, vielleicht ebenso gut thäten dieses Gebiet der neueren deutschen Literaturgeschichte nicht zu betreten, so wird doch Niemand bestreiten können, daß dieses Gebiet auf unseren Universitäten auch von tüchtigen Lehrern gepflegt wird. Und es ist nur die Frage erlaubt, ob nicht darin an einigen Universitäten oder vielleicht an allen doch noch mehr gethan werden sollte. Diese Frage würde ich unbedingt bejahen. Berlin hat offenbar auch in dieser Beziehung seit einigen Decennien zu wenig gethan, ebenso Breslau und bis zur Anstellung Gödeke's auch Göttingen. Auch bei uns kann und wird darin mit Hülfe jünge- Kräfte noch mehr geleistet werden. Wie sehr dies aber überhaupt nöthig ist, davon habe ich mich seit mehreren Jahren bei Gelegenheit des Oberlehrer-Examens für den deutschen Unterricht leider nur zu häufig überzeugen müssen. Die Kenntniß unserer deutschen Classiker ist bei unserer Universitätsjugend bereits erstaunlich gering geworden. Daß Schulamtscandidaten, welche den Anspruch erhoben den deutschen Unterricht nicht nur auf den untersten Klassen des Gymnasiums zu ertheilen, Göthe's Dichtung und Wahrheit nie gelesen, von Lessing's Abhandlung über die Fabel gar keine Ahnung, von seinem Laokoon und über die Veranlassung zur Herausgabe der Dramaturgie gar keine Kenntniß besaßen, ist mir nicht selten vorgekommen. Aus Göthe's Dichtung und Wahrheit ist meist nur die in viele Anthologien übergegangene Darstellung der Kaiserkrönung in Frankfurt bekannt. Fragte ich weiter nach Göthe's Studienzeit, so mußte ich mich leider oft überzeugen, wie völlig unbekannt diese angehenden deutschen Lehrer mit der Lebensgeschichte Göthe's waren. Auch das habe ich selbst erlebt, daß ein solcher Candidat von

Göthe's Gedichten nur den Rattenfänger von Hameln zu nennen wußte, daß ein anderer Schiller's Wallenstein für eines seiner ältesten Dramen erklärte, daß ein Dritter meinte, Lessing's Minna von Barnhelm spiele in der französischen Revolution, daß er also dieses Lustspiel ebensowenig gelesen hatte wie den Nathan, den er in Prosa geschrieben sein ließ. Von den Biographien unserer Dichterheroen sind dann und wann einmal die Schriften von Lewes, Palleske und Stahr bekannt, aber auch diese meist nur dem Namen nach, Werke wie Danzel's Leben Lessing's fast nie; Kurz, Weber, Lindemann und besten Falls Vilmar sind die herrschenden Autoritäten für das Studium der Literaturgeschichte, von der Existenz der Werke von Gervinus, Koberstein und Gödeke haben diese zum deutschen Lehrfach sich meldenden Candidaten oft nicht die mindeste Kenntniß, hören vielmehr diese Namen im Examen mit Befremden zum ersten Male. — Solcher traurigen Erfahrung gegenüber kann ich allerdings unmöglich glauben, daß auf unseren Universitäten bereits an regelmäßiger Pflege des Interesses für neuere deutsche Literatur das Nöthige geschieht, wenn auch gewiß mehr noch auf der vorbereitenden Bildungsstufe von Seiten der Gymnasien und vor Allem des Hauses selbst versäumt wird. Trifft man doch leider unsere deutschen Classiker nicht immer in den überhaupt oft recht kärglichen Bibliotheken selbst bemittelter Familien. Selbst in Frankfurt am Main habe ich einmal in einem großen Hotel am Götheplatz vergeblich nach einem Exemplar von Göthe's Gedichten gesucht. Aber gerade weil schon auf der Vorbildungsstufe in dieser Beziehung so Vieles versäumt wird, sollten die Universitäten um so nachdrücklicher auch hier den idealen Sinn unserer Jugend durch Hinleitung zur Beschäftigung mit den deutschen Classikern stärken. Und Alles, was unsere Regierungen thun mögen, um unsere Universitäten besser in den Stand zu setzen, dieser Aufgabe nachzukommen, ist gewiß ein Segen für unser Volk, denn ein Volk, das aufhört seine großen Dichter und Denker zu kennen und zu ehren, läßt eine der wärmendsten Flammen seines Idealismus verlöschen und vertrocknet in utilistischer Selbstsucht.

Was endlich die Pflege der Pädagogik als Wissenschaft be-

trifft, so wird es damit auf der Universität allerdings nicht mehr gehalten wie zu Kant's Zeit in Königsberg, wo damals diese edle Wissenschaft der Reihe nach von einem jeden Mitgliede der philosophischen Fakultät gelesen werden mußte; aber man kann zweifeln, ob man im Vergleich mit dieser seltsamen Gewohnheit den gegenwärtigen Zustand loben oder tadeln soll. Damals ward doch vorausgesetzt, daß sich für Pädagogik jeder denkende Mensch und somit auch jeder Gelehrte in irgend einer Weise interessiren müsse und deshalb auch im Stande sei einen Lehrvortrag darüber zu halten. Das Letztere war gewiß unrichtig und verdient Tadel, aber die erste Voraussetzung war so übel nicht und besser jedenfalls, als die jetzt nicht seltene hochmüthige Universitätsmeinung, die Pädagogik sei nur eine gewisse Volksschulmeisterweisheit, bei der es am Ende nur auf eine ziemlich überflüssige Methodenkenntniß ankomme, die jeder höhere Lehrer sich am besten in der Praxis selbst schaffe, daher tauge die Pädagogik wohl nur für Volksschullehrer-Seminare, aber nicht für Universitäten. Namentlich die Herren Philologen und Mathematiker, welche so urtheilen, bedenken dabei nicht, daß vielleicht deshalb ihre Zöglinge oft erst nach langer Jahresmühe und bisweilen auch garnicht pädagogisch taugliche Lehrer werden, weil sie in ihrer Bildungszeit zu wenig pädagogische Anregung erhalten haben. Das pädagogische Können lernt sich gewiß nicht außerhalb der Praxis, aber doch nicht allseitig allein durch die Praxis. Durch sie allein kann nur die Routine gewonnen werden, aber nicht ein verständnißvolles Urtheil über den Werth der verschiedenen Bildungsziele. Diese Kenntniß gewinnt man nur durch einen Blick in die pädagogische Anwendung der Psychologie und in die gesammte Bildungsgeschichte der Völker und Zeiten. Kann nun auch das Erste bei den Psychologen also den Philosophen gewonnen werden, die ja Gottlob auch jetzt häufiger als die Theologen an den Universitäten Pädagogik vortragen, so setzt doch das Zweite ein so umfassendes Studium der ganzen Culturgeschichte voraus, daß es dem Philosophen schwer fallen muß, das Fach auch nach dieser Seite würdig zu vertreten. Und gerade diese Berücksichtigung der Erziehungs- und Schulgeschichte ist natürlich für die richtige Abschätzung der verschiedenen Bildungs-

ziele besonders werthvoll. Eben deshalb ist es eine gerechte Zeitforderung die Pflege der Pädagogik an den Universitäten nicht nur den zufälligen Neigungen der Theologen und Philosophen zu überlassen, sondern dafür eigene Professuren zu gründen, um dazu beizutragen, daß die Schulmeisterweisheit wahre Wissenschaft werde. Leipzig hat auch in dieser Beziehung wenigstens seiner Intention nach Berlin den Vorrang abgewonnen, und selbst kleinere Universitäten, wie Jena, haben darin schon Vorzügliches geleistet, was nun allgemein erstrebt werden sollte.

Diese letzte Erwägung führt uns weiter zu der Frage, ob an unseren Universitäten innerhalb der schon vertretenen Lehrgebiete noch berechtigte Forderungen fortgesetzter Arbeitstheilung geltend gemacht werden können. Bei Beantwortung dieser Frage muß man sich vergegenwärtigen, daß unsere deutschen Universitäten zwei wesentliche Seiten haben. Wir legen Gewicht darauf, daß selbstständige Forschung und Mittheilung des Erforschten zum Behufe praktischer Ausbildung gleichmäßig gepflegt wird, wir setzen voraus, daß der selbstständige Forscher auch der beste praktische Lehrer sein wird und suchen dafür an unseren Hochschulen die Interessen einer Gelehrten-Akademie und eines praktisch-wissenschaftlichen Lehrinstitutes möglichst zu vereinigen. Demgemäß halten wir es nicht für etwas Ueberflüssiges, daß unsere Hochschulen auch Professoren für solche Wissenschaften besitzen, deren praktische Lehrbedeutung nur wenigen Schülern zu Gute zu kommen pflegt. Wir sind zufrieden, daß sie im Zusammenhang der Wissensvertretung ihren Platz ausfüllen und in beschränkterem Kreise dem Lernbedürfniß Einzelner entgegen kommen. Die Bedeutung unseres deutschen Universitätswesens beruht gewiß zum nicht geringen Theil auf der Vereinigung dieser beiden Gesichtspunkte der Forschung und der Lehre.

Unstreitig kommt aber nun ungemein viel an auf die harmonische Berücksichtigung beider Gesichtspunkte je nach den besonderen Verhältnissen. Es kann leicht nach der einen wie nach der anderen Seite zu viel oder zu wenig geschehen. An sich betrachtet kann gewiß eine jede Wissenschaft durch immer weiter fortschreitende Specialisirung ihrer Arbeit an sicherer Feststellung ihres umfassenden Thatbestandes viel gewinnen und kann darin schwerlich

je zu viel gethan werden, wenn nur von Zeit zu Zeit combinatorische Geister auftreten, welche verstehen die zerstreuten Detailarbeiten mit genialem Blicke zusammen zu fassen. Aber solche mehr akademische Einzelforscher sind nicht gerade von Natur auch die besten Universitätslehrer, es fehlt ihnen dazu an einer gewissen universalen Gleichmäßigkeit des Interesses. Für die Universitätslehre eignen sich offenbar allzu einseitig beschränkte Specialisten der Wissenschaften nicht. Ein Botaniker, der sich nur um Algen oder nur um Moose kümmern mag, oder ein Zoolog, der sich nur mit Infusorien oder Insekten beschäftigen will, kann als Akademiker gewiß seine Wissenschaft beträchtlich fördern, aber zum Universitätslehrer taugt er schwerlich. Ein jeder Universitätslehrer mag seine besondere Stärke in der Erforschung eines begrenzteren Gebietes seiner Wissenschaft suchen, aber er muß doch zugleich mit seinem Wissen und seinem Interesse einigermaßen zugleich das ganze Gebiet derselben beherrschen, wenn er auf einen Zuhörerkreis mit allgemeineren und doch immerhin naturgemäß unterschiedenen Interessen förderlich wirken will. Die Universität darf daher in ihrem Lehrpersonal der fortschreitenden Specialisirung der Wissenschaft nur bis zu einem gewissen Grade folgen und es liegt auch auf der Hand, daß in dieser Beziehung auf den Universitäten selbst innerhalb bestimmter Grenzen eine gewisse Verschiedenheit gelten darf. Große Universitäten mit reichen Mitteln können natürlich dem Bedürfniß der wissenschaftlichen Arbeitstheilung in höherem Maße nachkommen, als kleine Universitäten mit geringen Mitteln; aber andererseits — ist einmal eine kleinere Universität leidlich gut fundirt und hat doch nur einen beschränkteren Wirkungskreis als Lehranstalt, so empfiehlt es sich vielleicht gerade dann, diese kleine Universität wesentlich unter dem Gesichtspunkte einer wechselnd zur Pflege besonderer Wissenszweige berufenen Akademie zu betrachten. Haben doch unter diesem Gesichtspunkt selbst ganz kleine Akademien, wie z. B. das akademische Gymnasium zu Hamburg, der Wissenschaft wesentliche Dienste geleistet, ich erinnere nur daran, daß Männer wie Jung, Reimarus, Busch, Wurm Lehrer dieser Akademie waren.

Für unsere preußischen Universitäten kommen die Größenverhältnisse wohl nur bei Berlin und Kiel in Betracht, für die

übrigen preußischen Universitäten kann in Betreff der Wissenschaftsvertretung ziemlich der gleiche Maßstab gelten. Und es ist gar kein Grund abzusehen, warum bei guter Besetzung der Lehrfächer nicht auch das so freundlich liegende Kiel mindestens ebenso gut wie Greifswald mit der Zeit eine größere Anziehungskraft auf die lernbegierige Jugend anderer Provinzen ausüben sollte. Mit Ausnahme Berlins wird man also an die übrigen preußischen Universitäten hinsichtlich der Wissenschaftspflege so ziemlich den gleichen Maßstab anlegen dürfen. Thut man dies, so zeigen sich doch einige auffallende Ungleichmäßigkeiten. Nur an zwei Universitäten, Berlin und Göttingen, ist für eine ordentliche Vertretung der Psychiatrie gesorgt, in Breslau, Bonn, Greifswald ist dies beiläufig Extraordinarien, in Kiel einem Psychiatriker, der Privatdocent ist, überlassen. Nach den Lectionskatalogen Halle's und Marburg's fehlt dort ein Vertreter dieses Fachs, in Königsberg trägt der Hegelianer Rosenkranz philosophische Psychiatrie vor. Diese für die medizinische Wissenschaft, für die Gesellschaft und den Staat so ungemein wichtige Disciplin sollte doch wohl wie ebenso die bisher nicht minder ungleich berücksichtigte Disciplin der öffentlichen Gesundheitspflege an jeder preußischen Universität regelmäßig eine ordentliche Vertretung finden. Nur bei den medizinischen Nebenfächern der Augenheilkunde, Ohrenheilkunde, Elektrotherapie, Orthopädie mag es zur Zeit noch angemessen sein der freieren Entwickelung verschiedener Verhältnisse einigen Spielraum zu lassen, aber gewiß wird keine medizinische Facultät um so mehr an wissenschaftlichem Ansehen gewinnen, je besser sie es versteht jüngere Kräfte für die Vertretung solcher besonderen Fächer heranzuziehen. Und bei der sicheren Aussicht auf Erwerb kann das ja keiner anderen Facultät so leicht werden, wie gerade der medizinischen, die somit, je nachdem sie dies thut oder nicht thut, ein sprechendes Zeugniß über die Höhe ihrer Kraft wissenschaftlich befruchtender Anregung ablegt. — Durchblicken wir weiter die Lectionskataloge unserer preußischen Hochschulen, so fällt als offenbarer Mangel auf, daß nicht einmal die so alte wie edle Wissenschaft der Astronomie überall eine ordentliche Vertretung hat, daß in Greifswald noch immer Zoologie und Botanik von einem Professor gelehrt

wird, daß alte und neue Kunstgeschichte an verschiedenen Universitäten höchst verschieden berücksichtigt werden. Auch an der Art und Weise wie für die Vertretung der Philosophie an unseren Universitäten gesorgt ist, ließe sich Einiges aussetzen. Bei dem großen Umfang dieser Disciplin kommt es hier fast noch mehr als z. B. bei der Geschichte darauf an, daß sich die vorhandenen Lehrkräfte in die Arbeit theilen, daß der eine Docent seine Hauptkraft auf die Lehre der alten, der andere die seinige auf die Lehre der neuen Philosophie legt, und daß andere Docenten vorzugsweise die verschiedenen mehr theoretischen Disciplinen pflegen. Gewiß läßt der universale Charakter der Philosophie eine so strenge Specialisirung, wie in anderen Wissenschaften möglich ist, nicht zu, aber es ist doch ein Unterschied, ob es dem einzelnen Lehrer ermöglicht ist, seine eigentliche Leistungsfähigkeit besonders auf ein Gebiet zu concentriren oder ob er im regelmäßigen Turnus seiner Vorlesungen alle wichtigen Disciplinen der Philosophie, alte und neue Geschichte der Philosophie, Logik, Psychologie, Ethik, Religionsphilosophie, Aesthetik und noch Pädagogik dazu einmal durchlesen muß. Stellt man ihm diese Zumuthung, so ist der Lehrer der Philosophie leicht der mit Lehrfächern beladenste Mensch der Universität. Damit soll nicht gesagt sein, daß alle diese verschiedenen Disciplinen der Philosophie ihre besonderen Vertreter haben müssen, aber wohl, daß an einer Universität, die mehrere Lehrstellen der Philosophie besitzt, ganz besonders darauf gesehen werden muß, dieselben in einer solchen Weise zu besetzen, daß die verschiedenen Lehrkräfte einander zur wechselseitigen Erleichterung ergänzen. Und eben diese Rücksicht ist nicht immer genommen, oder durch ganz unpassende confessionelle Nebenrücksichten durchkreuzt, welche hoffentlich das neue Unterrichtsgesetz beseitigen wird. — Alle diese Mängel des zeitweiligen Zustandes kann eine aufmerksame Universitätsverwaltung gegenwärtig gewiß leicht beseitigen und dadurch unsere Universitäten in Vertretung der Wissenszweige auf die Höhe der Zeit bringen.

Was nun ferner etwaige Reformbedürfnisse hinsichtlich der Lehrart betrifft, so scheint es mir, wie schon früher bemerkt, rathsam, im Wesentlichen an unserer Hören und Selbstarbeiten vereinigenden Lehrmethode, wie sie sich aus der Entwicklung von

Jahrhunderten herausgebildet hat, festzuhalten und die Beseitigun- von hie und da etwa hervortretenden Einseitigkeiten und Mängeln der freien pädagogischen Ueberlegung der Universitätskreise selbst zu überlassen, von Regierungs wegen zu solcher Ueberlegung höchstens gelegentlich eine Anregung zu geben, aber diese Entwicklung nicht reglementarisch im Einzelnen bestimmen zu wollen.

Gewiß mit Recht hat Sybel in seiner Festrede vom J. 1868 über „die deutschen und die auswärtigen Universitäten" hervorgehoben, welch einen Vorzug unsere deutschen Universitäten verdienen, weil sie vor Allem Gewicht darauf legen, ihre Schüler auf irgend einem Gebiete durch selbstständige Arbeit festen Fuß fassen zu lassen. Gleichzeitig hatte darauf auch Kuno Fischer zu Jena in einer trefflichen Prorectoratsrede „über das akademische Studium und seine Aufgabe" hingewiesen. Gewiß ist, wie Sybel sagt, das so gewonnene Bewußtsein geistiger mit eigner Kraft errungener Selbstständigkeit ein unschätzbares Gut, ist „dem schlummernden Geiste damit das Bewußtsein seiner Kraft, und für immer die Richtung auf den Adel der Seele, auf selbstbestimmende Eigenartigkeit gegeben". Aber es hatte seine Bedenken, wenn er hinzufügte, es sei beinahe gleichgültig, welchen Gegenstand die Untersuchung zuerst betroffen, die zu diesem Gute hingeführt hat. Und solche Bedenken hat er selbst in einer Rede des vorigen Jahres „Die Universitäten und die Gymnasien" ganz besonders in Betreff der mitunter auf isolirende Abwege gerathenden philologischen Seminararbeiten geäußert und damit seine frühern Betrachtungen wesentlich ergänzt. Nach meiner Erfahrung stimme ich meinem werthen Collegen in dieser Beziehung vollständig zu, nur mögte ich die Bedenken etwas weiter über den Kreis der Philologen hinaus ausdehnen. Unsere Universitätslehre ist, wie sie früher auf die praktische Ausbildung durch Selbstarbeit zu wenig Gewicht legte, so gegenwärtig vielfach in den entgegengesetzten Abweg hineingerathen über der einzelnen und vereinzelnden Selbstarbeit die Werthschätzung der zusammenhängenden Lehrvorträge mehr als richtig zurücktreten zu lassen. Wenigstens weiß ich nicht, aus welchen individuellen oder particularen Erfahrungen heraus der Erlanger Theologe von Hoffmann in seiner 1871 gehaltenen Rede: „Die Universitäten im neuen deutschen Reich"

darüber klagen mogte, daß leider Gottes zu wenig gearbeitet werde auf deutschen Universitäten. Nicht selten vielmehr werden die Studirenden der verschiedenen Fächer gegenwärtig durch Seminare und praktische Uebungen so vollständig von einer Selbstarbeit in Anspruch genommen, daß es ihnen positiv zeitweise unmöglich wird, der Aufnahme des Wissensstoffs in den zusammenhängenden Vorlesungen über ihr Fach oder gar den zum Besten ihrer allgemeinen Ausbildung dienenden Vorträgen die wünschenswerthe stetige Aufmerksamkeit zu schenken. Diese Abirrung vom rechten Gleichmaß zeigt sich gegenwärtig in fast allen Fächern der verschiedenen Facultäten und es war daher eigentlich kein Grund vorhanden, dieses Uebel nur bei den Medizinern zu bemerken und zu rügen, wie dies ein Ministerialrescript vom 22. November 1872 gethan hat. Ueberdies können solche ins innerste Lehrgebiet der Universität eingreifende Ministerialrescripte doch nichts weiter thun als den Anstoß zu einer nützlichen Ueberlegung geben; eine positive Aenderung kann nur der Geist und der gute Wille der Universitätsdocenten selbst bewirken. Mag der Minister noch so strenge darauf halten, daß allgemein theoretische Vorlesungen nicht vernachlässigt werden, seine Rescripte können nur bewirken, daß sie angekündigt werden; aber weder darüber, wie sie gehalten werden, noch daß sie eifrig gehört werden, steht ihm irgend welche Macht zu. Es lassen sich auch scheinbar allgemeine Vorlesungen specialistisch zustutzen und nach dem augenblicklichen Zuge unserer Zeit werden allgemeine Vorlesungen, welche mit Seminaren und praktischen Uebungen in Collision gerathen, von den Studenten selbst leicht zurückgesetzt und vernachlässigt werden. Es kommt daher vor Allem darauf an, daß die Universitätslehrer selbst die rechte pädagogische Einsicht über das Werthverhältniß beider Seiten des Universitätsunterrichts wieder gewinnen und dann nach wechselseitiger Rücksichtnahme und thunlichst gemeinschaftlicher Berathung Alles zu vermeiden trachten, was der einen Seite zum Schaden der anderen ein allzu großes Uebergewicht geben und somit die Gesammtbildung des Geistes benachtheiligen mögte. Vermag die Regierung durch wohlwollende Hinweisung solche gewiß nützliche Ueberlegungen anzuregen, so kann sie für den gleichmäßigen Fortschritt der Universitätslehre segensreich wirken. Im Uebrigen aber

ist es wohl gethan, die deutschen Universitäten in dieser Beziehung ruhig sich selbst zu überlassen. Gehen sie zeitweise irre, so finden sie sich auch allmählig von selbst wieder zurecht, weil die wissenschaftliche Forschung dauernde Verirrungen nicht erträgt, sondern ein Correctiv in ihrem Streben nach Wahrheit in sich selbst hat.

Eine viel schwerer wiegende, oben bei dem Vergleich von sonst und jetzt schon angeregte Frage ist es, ob von Seiten der vorgesetzten Regierungsbehörde und der Universitäten selbst auch das Nöthige und das Richtige geschieht, um dem natürlichen Drange der Noth, der zu den Brodstudien hindrängt, ein ideales Gegengewicht zu geben. Und leider müssen wir da behaupten, daß von diesen Seiten in den letzten Decennien vielmehr Vieles gethan ist, was diesem natürlichen Hang Vorschub leisten mußte, was dem Idealismus unserer Universitäten das Leben sauer gemacht hat. Wenn das frühere Tentamen philosophicum der Mediziner fruchtlos geworden war, weil es zum Theil schlecht gehandhabt wurde, so daß namentlich das Philosophische daran vielfach zum Gespött der Studenten geworden war, so lag es allerdings nahe, eine bessere Ausübung desselben zu erstreben. Wenn aber nun statt dessen im Jahre 1861 an die Stelle des bisherigen philosophischen Vorexamens ein rein physisches gesetzt wurde mit Weglassung aller philosophischen und selbst einiger naturhistorischer Disciplinen, so durfte man sich hinterher nicht wundern, wenn die medizinischen Studenten diesen Wink so verstanden, daß sie sich nun aller dieser Vorstudien vollständig entschlugen. Daß diese Folge eintreten werde und wie verkehrt deshalb die betreffende Verfügung vom 19. Februar 1861 war, habe ich schon damals in einem Artikel „Eine Universitätsangelegenheit von allgemeiner Bedeutung" in den Preußischen Jahrbüchern Bd. 8 darzuthun gesucht. Für einzelne der zurückgesetzten Gebiete der Naturkunde hat man seitdem durch Zufügung besonderer Examinatoren nachträglich wieder größere Beachtung unter den angehenden Medizinern zu erwecken gesucht. Aber ein Stückwerk ist diese Examensordnung geblieben. Ein Mal hat der Anatom die Zoologie mit zu berücksichtigen, ein ander Mal besorgt dies der Botaniker oder umgekehrt hat ein Zoolog sich auch um die botanischen Vorkenntnisse

der Mediziner zu kümmern. Wenn das auch rücksichtlich der Kenntnisse dieser Universitätslehrer in vielen Fällen geht, so erniedrigt doch immer diese beiläufige Vertretung eines Faches die Achtung der Studenten vor denselben. Sie werden durch solche Einrichtung zu der Auffassung hingedrängt, daß die betreffenden Studien für sie weniger Werth haben. Die schon oft beklagte Unwissenheit unserer jungen Mediziner auf dem Gebiete der Zoologie und Botanik ist die ganz natürliche Folge dieser mangelhaften Examensordnung. Und ebenso wenn man aus dem Studiengang der Mediziner die Beschäftigung mit Psychologie und Logik ganz streicht, soll man sich nicht darüber wundern, wenn sie hernach von der Seele nichts wissen und nichts wissen wollen und oft herzlich wenig Logik in ihrem Kopfe haben. Das trifft ebenso für die Neuordnung der ersten juristischen Prüfung vom 5. December 1864 zu, auch bei dieser ist auf die allgemeine Ausbildung im Verhältniß zur besonderen Fachbildung nicht das gebührende Gewicht gelegt. Nur für die Prüfung der evangelischen Theologen und der Oberlehrer war wenigstens nach einigen Richtungen die Forderung einer allgemeineren Ausbildung bis jetzt festgehalten worden; aber die entsprechende Prüfung jener lag nicht in den Händen eines Fachmannes und bei der Prüfung der Oberlehrer war ein sehr entschiedenes Streben der Fachleute auf Eindämmen und Zurückdrängen der allgemeinen Forderungen oft zu bemerken, ein Streben, das allerdings einigen Rückhalt hatte an der mehrfach unzweckmäßigen Art dieser allgemeinen Prüfung, das aber in seinem Widerspruch oft zu weit zu gehen und dann einen neuen Abbruch an dem Idealismus unserer Studien zu bringen drohte. — Nimmt man dazu die vielen geringschätzigen Aeußerungen über den Idealismus der Philosophie, den unsere Studenten aus dem Munde hochverehrter Lehrer mitunter sogar bei Rectoratreden zu hören bekommen haben, so darf man sich nicht wundern, daß der ideale Zug ihrer Studien Einbuße litt, vielmehr kann man sich wundern, daß in unserer Jugend doch noch einiger Idealismus sitzen blieb.

Erst neuerdings ist nun für die Theologen wieder durch das Gesetz vom 11. Mai 1873 eine Staatsprüfung angeordnet worden, welche gerade auf die allgemein wissenschaftliche Ausbildung

in der Philosophie, Geschichte und deutschen Literatur Gewicht legt. Diese Forderungen sind gewiß an sich nicht unbillig, nur sollte man denken, gerade für die Stellung der Theologen in unserer Zeit wäre vor Allem noch eine zuverlässige Kenntniß des Staats- und Kirchenrechts sowie der Pädagogik zu fordern gewesen. Aber unbillig erscheint es allerdings eine solche allgemein wissenschaftliche Vorbildung nur von den Theologen zu verlangen, während doch Juristen und Mediziner von mangelhafter allgemeiner Bildung in niederen und hohen Stellungen gerade so viel schaden können wie ungebildete Theologen. Mag nun auch die Vereinzelung dieses Gesetzes in unseren augenblicklichen Kämpfen seine hinreichende Erklärung finden, so wäre es doch gewiß gut, wenn ihm bald durch Ausdehnung der Forderung auch auf die übrigen Studienkreise das Odium des specifischen Mißtrauens gegen die Bildung der Theologen genommen würde. Denn nothwendig ist die Forderung einer tieferen gründlicheren Vorbildung für die Juristen und Mediziner gerade so gut.

Sollte man sich aber dazu entschließen, so mögte sich wohl empfehlen, ein solches allgemeines Vorexamen für die Angehörigen einer jeden Facultät, besonders in die Mitte der Studienzeit nach Art des in dieser Beziehung vorzüglich wirkenden Tentamen physicum der Mediziner, das nur nach einigen Richtungen hin entsprechend zu erweitern wäre, anzuordnen. Es würde hier zu weit führen, darzulegen, welche Lehrfächer in solchem Vorexamen der verschiedenen Facultätsgenossen berücksichtigt werden müßten, über einzelne Forderungen würden die Meinungen gewiß sehr auseinandergehen und bedürfte die Entscheidung gewiß einer sehr umsichtigen Vorberathung. Mir kann hier nur an der Rechtfertigung der Grundforderung selbst liegen. Durch Befriedigung derselben würden offenkundige Nachtheile verhütet und gewünschte Vortheile erreicht. Jetzt wird ziemlich allgemein über Vernachlässigung der allgemeinen Studien geklagt; der Schaden davon tritt bei dem Oberlehrerexamen, welches die Forderung festgehalten hat, in zwiefacher Weise oft zu Tage. Entweder haben sich die jungen Leute um diese allgemeine Ausbildung gar nicht gekümmert und rechnen im Examen auf gut Glück oder die Gleichgültigkeit des Examinators; trügt diese Rechnung, so falleu sie durch, bekommen ein Nachexamen

auferlegt und können vorher keine definitive Anstellung erhalten. Zumeist sind sie dann nicht mehr in der Lage, die versäumten Studien mit Hülfe der Universität nachzuholen, sie stehen oft schon im Probejahr und behalten neben den vielen Schulstunden, die sie doch natürlich zuerst stärker in Anspruch nehmen, nicht genügend Zeit für ihre Nachbildung. Für diese jungen Leute ist die erst im Examen nach zurückgelegten Studien kommende Mahnung eine schwere Sache und für das Mitgefühl der Examinatoren oftmals hart die Mahnung praktisch werden zu lassen. Auch drängt dann die thatsächliche Lehrernoth. Das ist die eine nicht seltene übele Folge unserer jetzigen Examensordnung. Eine andere übele Folge besteht darin, daß besonders der Mittelschlag der Studenten aus lauter Besorgniß vor den vielen allgemeinen Anforderungen des Examens bald dieses, bald jenes treibt und bis zum Examen keine Ruhe zum ordentlichen Betreiben seines Hauptfaches findet. Diese Leute pfropfen sich nun, je länger die Vorzeit dauert, den Kopf immer voller mit allem Möglichen, und wissen schließlich von Allem Etwas, Alles aber nur oberflächlich und nichts ordentlich, eine ganz schreckliche Sorte angehender Lehrer, die einen Examinator zur Verzweiflung bringen können und hernach in der Schule gewiß tödtlich langweilig sind. — Für beide Uebel nun böte ein Vorexamen in der Mitte der Studienzeit die nöthige Abhülfe. Den Nachlässigen und Faulen böte es noch zur rechten Zeit eine ideale Mahnung und den Fleißigen nach Erfüllung der an sich gerechtfertigten Ansprüche eine Befreiung von einer lästigen Sorge, welche, auf die ganze Studienzeit ausgedehnt, die freie Fachentwicklung hemmt. Denn natürlich müßten bei Ansetzung eines solchen allgemeinen Vorexamens in Mitten der Studienzeit aus dem späteren Staatsexamen alle solche schon befriedigte allgemeine Anforderungen wegfallen. — Es ist mir nicht unbekannt, daß man in Gießen bisher ein solches Examen hatte und mit dem Erfolg nicht ganz zufrieden ist, weil es die Examensangst über die ganze Studienzeit ausdehne und somit dem freien Geist des Studirens aus innerem Interesse Abbruch thue. Vielleicht dachte Aehnliches auch Mommsen, als er neulich in seiner Rectoratsrede rühmend hervorhob, daß bei uns keine Zwischenprüfung nachfrage, ob die rechte Benutzung der akademischen Jahre über-

haupt und in welcher Weise sie stattgefunden habe. Manche meiner Collegen denken so und es wird die Herrschaft dieser Ansicht leicht ein Hinderniß der angeregten wünschenswerthen Aenderung sein. Es ist daher nöthig, dem Einwand zu begegnen. Die befürchteten Folgen werden auf den übrigen Lehrgebieten ebenso wenig eintreten, wie sie auf dem Gebiete der Medizin durch das Tentamen physicum nicht eingetreten sind. Die Studenten der Medizin sind gerade durch ihre für ihr Fach vernünftige Examensordnung angespornt von vorn herein fleißig zu arbeiten und verbummeln auch nicht, wie besonders bei vielen Juristen üblich ist, ganze Semester. Und doch spürt man gerade bei ihnen am allerwenigsten von der Examensangst. Wer eben fleißig ist, der kennt diese Angst überhaupt nicht, weil er weiß, daß er Etwas gethan hat. Diese Angst gesellt sich nur zur Faulheit, einseitigen Fahrlässigkeit und dem Unbehagen, wenn allgemeine Bildungsforderungen bis in die spätere Entwicklungszeit bestimmter Fachbildung mitgeschleppt werden müssen.

Viel eher ließe sich befürchten, die vorgeschlagene Einrichtung werde die Folge haben, daß die Studenten nach Absolvirung des Vorexamens sich nun, in glücklicher Freiheit, um die allgemeinen Studien gar nicht mehr kümmern würden, während es doch gut sei, wenn dieselben als anregendes Element sich über den ganzen Studiengang erstreckten. Selbst wenn dies die meist eintretende Folge der neuen Ordnung sein würde, mögte ich darin keinen unbedingten Schaden erkennen im Vergleich mit dem gegenwärtigen Zustande. Jetzt kümmern sich viele Studenten um die allgemeinen Studien gar nicht und werden dazu auch durch keine Einrichtung angehalten; dem gegenüber wäre es schon ein entschiedener Gewinn, wenn sie dies doch wenigstens zu Anfang ihrer Studien gethan hätten. Allein ich besorge auch gar nicht, daß die Vernachlässigung der allgemeinen Studien in den späteren Jahren die nothwendige Folge der Anordnung eines solchen Vorexamens sein würde. Gar Manche würden denn doch wohl, einmal in Berührung getreten mit diesen so vielfach interessirenden Studien, auch ein für die späteren Jahre vorwaltendes Interesse bekommen haben.

Es käme dann nur noch darauf an, daß diesem andauernden

Interesse auch durch die Vorträge und sonstigen Einrichtungen der Universität entsprochen würde, daß es demselben möglichst leicht gemacht würde, sich Nahrung zu suchen. Daß aber dafür schon von unseren Universitäten das Nöthige geschieht, glaube ich nicht.

Schon in meiner 1860 erschienenen kleinen Schrift: „Gedanken über eine zeitgemäße Entwicklung der deutschen Universitäten" habe ich auf die Nothwendigkeit hingewiesen, die Pflege besonderer allgemeiner Lehrvorträge für die verschiedenen Fachbedürfnisse mehr in's Auge zu fassen, als bisher geschieht. Bei der großen Ausdehnung der Fachwissenschaften sind die jungen Leute wirklich oft nicht im Stande, noch ein fünf oder sechsstündiges Colleg in einem andern Fach zu hören, würden aber wohl noch Muße finden zu einem zwei- oder dreistündigen passend liegenden Colleg. Kommt es nur auf die geistige Anregung an, so ließe sich gewiß bei passender Begrenzung des Themas durch solche beschränktere Vortragscyklen Nützliches bewirken. Besteht doch die Hauptaufgabe der Universitätslehre überhaupt nicht in einer vollständigen Wissensübermittelung, sondern vorwiegend in der Erregung einer wissenschaftlichen Richtung durch Wissensmittheilung. Diese Aufgabe kann aber durch wohl umgrenzte kleine Vorlesungen gerade so gut erfüllt werden, wie durch weitschichtige Collegien, die kein Ende finden. Man soll daher nicht, wie jetzt oft geschieht, die Publica, die sich an einen größern Hörerkreis wenden, gering schätzen, vielmehr sollte man sich bemühen, dieselben pädagogisch zweckmäßig zu fördern.

Gerade die Publica sind dafür besonders wichtig, weil sie den Studirenden nichts kosten, denn das ist allerdings ein weiteres Hinderniß der allgemeineren Studien, daß schon die Geldmittel der Studirenden für ihre Fachstudien meist erschöpft werden. Ganz besonders gilt dies für die Studenten der Medizin und Naturwissenschaft, weil die Docenten dieser Disciplinen sich ihre Privatvorlesungen höher bezahlen lassen als die übrigen Docenten. Das war früher allenfalls gerechtfertigt, als die Docenten auf eigene Kosten für die Beschaffung von physikalischen Apparaten, chemischen Utensilien, Mikroskopen und Präparaten sorgen mußten, aber gegenwärtig, wo sie alle diese Dinge von der Staatsbehörde in reichem Maße geliefert bekommen und dazu noch vom Staate

besoldete Assistenten, welche ihnen bei der Vorbereitung der Experimentalvorlesungen wesentliche Hülfsleistungen thun, ist zu einer solchen Mehrforderung für ihre Vorlesungen nicht der mindeste Grund vorhanden. Viel mehr Grund hätten jetzt die Docenten der übrigen Wissenschaften zu einer solchen Forderung, denn für die größere Büchermasse, die sie zu gebrauchen pflegen, giebt ihnen der Staat keinen Zuschuß, Hülfsarbeiter, die sie ebenso gut nützen könnten, stellt ihnen der Staat nicht, selbst für Studienreisen erhalten sie nicht immer die wünschenswerthen Stipendien, sondern müssen, wenn sie Urlaub nehmen, sich mitunter noch einen Abzug an ihrem Gehalte gefallen lassen. — Kurz wenn die Staatsbehörde diese Zustände nicht ganz dem freien Geschäftsinteresse der Einzelnen überlassen, sondern, wie sie es bisher gethan hat, gesetzlich normirend eingreifen will, so hätte sie wohl Anlaß auf eine gleichmäßigere Behandlung der Honorarssätze in allen Facultäten zu bringen, denn an der Vernachlässigung der allgemeineren Studien tragen die höheren Honorarsätze vieler Fachcollegien mindestens eine Mitschuld.

Aber zweckmäßiger noch zur Herbeiführung einer wirklichen durch keine äußeren Nebenrücksichten gehinderten Hörfreiheit würde mir die Abschaffung der Honorarszahlung für alle Vorträge erscheinen. Statt dessen sollte ein jeder überhaupt zahlungsfähige Student pro Semester eine Summe von etwa 20 bis 30 Thalern, also ein Honorar für etwa 4 bis 5 gewöhnliche Privatvorlesungen in eine Universitätskasse einzahlen müssen, wofür er dann das Recht erhielte, so viel Vorlesungen zu hören, wie er mögte und vermögte. Die viel gepriesene akademische Hörfreiheit wäre dann in Wahrheit wesentlich leichter zu verwirklichen als jetzt, wo Examensrücksicht und Geldbeutelenge zusammen sie behindern. Die Besorgniß, die Studenten mögten dann die Vorlesungen überhaupt geringer achten und weniger regelmäßig benutzen, weil sie dieselben nicht unmittelbar bezahlten, scheint mir bei der Einrichtung einer solchen Semesterzahlung ganz grundlos; viel eher wäre zu befürchten, daß Einzelne nun das Streben hätten, für ihr Geld möglichst viel zu profitiren und daß sie sich im Hören von Vorlesungen übernähmen. Aber das wäre ein Schaden, der sich sehr bald von selbst heilen würde. Auf die Dauer verträgt der Geist ein

solches Uebernehmen ebenso wenig, wie der Magen. Durch vernünftige Lehrpläne und persönlichen Rath würde dieses Uebel bald wieder ins rechte Geleis zu bringen sein.

Mir wäre es auch ganz recht, wenn die Professoren dann von der eingegangenen Honorarssumme garnichts zu sehen bekämen, sondern dieselbe ganz in die allgemeine Universitätskasse flösse zur Bestreitung der Gesammtkosten. Eben deshalb bedeutet auch die Bemerkung Dubois-Reymond's nicht viel (in seiner Rectoratsrede „über Universitäts-Einrichtungen" vom Jahre 1869), die Honorareinnahme sei eine Sicherung der Selbstständigkeit gegenüber der unbedingten Abhängigkeit vom Staate. Durch Berufung eines Concurrenten oder Ernennung eines Anderen zum Examinator kann die Staatsbehörde diese Selbstständigkeit jeden Augenblick bedenklich erschüttern. Religiöse und politische Selbstständigkeit werden durch Rücksicht auf solchen pecuniären Privatverdienst schwerlich erworben oder auch nur geschützt.

Freilich müßte dann die Regierung die Professoren in den Stand setzen, von ihrem festen Gehalte allein zu leben. Geringer als mit 3000 Thaler Gehalt dürfte sie dann keinen Ordinarius besolden, denn auch damit würde ja schon die gegenwärtige Jahreseinnahme mancher Professoren nicht gedeckt. Eben deshalb würde auch gewiß aus Professorenkreisen lebhafter Widerspruch gegen solche Aenderung erhoben werden. Doch scheint mir ein Einwand aus dieser Rücksicht am allerwenigsten gerechtfertigt. Denn eine größere Mehreinnahme pflegt doch in der Regel nur gewisse Jahre anzudauern und kann sehr leicht durch Berufung eines Concurrenten bedeutend ermäßigt werden.

Von größerem Belang ist jedenfalls der Einwand, es werde mit dem Wegfall des Honorar's bei den Docenten der zur Erhöhung der Lehrthätigkeit nicht ganz unwesentliche Sporn des Eigennutzes abgestumpft. Daß dies hin und wieder zutreffen mögte, will ich nicht bestreiten; aber ich habe doch eine zu hohe Meinung von dem inneren Lehrinteresse der Universitätslehrer, um zu glauben, daß ein so kleinlicher Eigennutz bei ihrem Thun den Ausschlag geben könnte. Die Meisten lehren doch gewiß aus innerem Trieb und setzen auch ihre Ehre darein es gut zu machen, um dadurch eine größere Zuhörerzahl an sich zu fesseln. Es ist gar-

nicht anzunehmen, daß diese innere Lust an der Sache und dieser Ehrtrieb aufhören würden, sobald die Professoren nur auf ein festes Gehalt angewiesen wären und auf die Privateinnahme der Vorlesungshonorare verzichten müßten. Man hat früher ebenso grundlos ganz Aehnliches befürchtet, als man für die Gymnasialdirectoren die Tantième an der Gymnasialeinnahme abschaffte und feste Gehalte bestimmte; so gut der Idealismus der Directoren trotz dieser Aenderung Stand gehalten hat, so gewiß würde auch der Idealismus der Universitätslehrer sich bewähren. Ueberdies ist der Gewinn der Honorarseinnahme ja in der That nur an großen Universitäten für manche Professoren ein beachtenswerther; für die meisten Professoren der kleinen und mittelgroßen Universitäten können die paar hundert Thaler jährlich gar kein Gegenstand besonderen Strebens sein.

Und gerade in der Ungleichheit dieser Einnahmen liegt eine weitere thatsächliche Unbilligkeit, die zu einem ungerechten Unterschied unter den Docenten führt. In Rücksicht der Wissenschaftspflege ist ein bedeutender Orientalist einer Universität gewiß ebenso viel werth, wie ein tüchtiger Chemiker, aber der Orientalist kann höchstens auf etwa 100 Thaler, der Chemiker leicht auf mehr als 1000 Thaler Honorarseinnahme rechnen. Docenten wie der Anatom, der Chemiker, der Pandektist werden darin immer viel vor ihren Collegen voraus haben, und weiterer Abstufungen giebt es viele. Das liegt aber bei dem Mehrgewinn nicht so sehr an dem Plus der Arbeit als an der nutzbaren Natur des Faches; ist also ein Unterschied, der nur durch Rücksichtnahme auf den Utilismus bewirkt wird und somit der idealen Anerkennung des gleichen Wissenschaftswerths aller Universitätsdisciplinen Abbruch thut. Eine Ausgleichung von Staats wegen müßte man eigentlich darin suchen, daß je nach dem Verhältniß der zu erwartenden Mehr- oder Mindereinnahme von Privathonoraren die Gehälter geringer oder größer angesetzt würden, wie denn auch im vorigen Jahrhundert deshalb die Juristen und Mediziner mit Rücksicht auf ihre Nebenverdienste durch Spruchcollegien und Krankenpraxis mitunter geringer besoldet zu werden pflegten als die übrigen Docenten. Zur Zeit verhält es sich damit oftmals gerade umgekehrt und wird eben dem viel gegeben, der schon viel hat. Wer mit Uni-

versitätsverhältnissen einigermaßen bekannt ist, weiß auch, daß an dem leider nicht seltenen Universitätszank dergleichen unbillige Ungleichheiten der äußeren Stellung keine geringe Schuld tragen. Das neidische Scheelsehen tritt in milderer Form nur dort auf, wo recht viele Lehrer sich von Hause einer glücklichen äußeren Selbstständigkeit erfreuen.

Gerade diese allbekannten Universitätsübel nun würden wesentlich verringert werden, wenn alle Docenten je nach Rang und Dienstalter ein gleiches festes Gehalt erhielten, wie das ja auf andern Lebensgebieten ohne Schaden längst üblich ist. Eine Beeinträchtigung der unterschiedenen Einzelverdienste könnte darin auf dem Lehrgebiete der Hochschulen doch ebenso wenig gesucht werden wie auf andern Lebensgebieten. Allerdings mögen die Professoren an Verdienst nicht alle gleichwerthig sein, aber es ist mißlich, eine Bezeichnung dieses Unterschiedes darin zu suchen, daß der eine 100 bis 500 bis 1000 Thaler Gehalt mehr bekommt als der andere. Und bei Lichte besehen dürfte zwischen Gehaltshöhe und Verdienst wohl nicht immer das zu erwartende Verhältniß wahrnehmbar sein. Die Gehaltshöhe hängt sehr oft mit dem leider nur zu oft bekannt gewordenen Gelehrtenschacher zusammen, bei welchem die Regierungen suchen einen jeden Gelehrten so billig wie möglich einzukaufen und die Gelehrten dadurch in die leidige Noth gedrängt werden, darauf zu sehen, sich so theuer wie möglich zu verkaufen. Demgemäß haben nicht selten gerade jüngere Docenten, welche das Glück hatten, erst auf mehreren kleinen Universitäten eine begehrte Waare gewesen zu sein, bevor sie an eine größere Universität kamen, mit die höchsten Gehalte, während ältere verdiente Docenten, die gleich eine Stellung an einer großen Universität erhielten und deshalb natürlich nie wegberufen wurden, nie in die Lage kamen, eine solche Preissteigerung ihrer Person zu versuchen und ohne dies nach allerdings gewiß falscher Regierungsmaxime, nur in seltenen Fällen gebührend begünstigt wurden. Erst bei den letzten Gehaltserhöhungen ist annähernd eine Art Ausgleichung auch in dieser Beziehung angestrebt worden, aber, so lange der Berufungsschacher bleibt, kann jede solche billige Ordnung der Dinge jeden Augenblick wieder durchbrochen werden.

Zur Beseitigung aller dieser Uebelstände und zur Hebung

des wahren Gelehrtenidealismus würde ich es daher für ein großes Glück halten, wenn für alle Docenten je nach Rang und Dienstalter ein wahrhaft anständiges und gleichmäßiges Gehalt ausgesetzt würde, das ihnen zu wissenschaftlicher Arbeit volle äußere Lebensruhe sicherte, sie über die Noth der Geldjagd und das Uebel neidischer Vergleichung unter sich erhöbe. Aber allerdings eine solche Maßregel könnte Preußen nicht für seine Universitäten durchführen wollen, so lange die übrigen deutschen Staaten für die ihrigen nicht ein Gleiches thäten. Und eine solche Einigkeit auf diesem Gebiete wird wohl einstweilen noch gute Wege haben, zumal, wie ich mir nicht verhehle, eine solche Neuordnung zur Zeit auch an den Universitäten selbst noch viele Gegner hat. Dieselbe mag trotzdem hier in Vorschlag gebracht werden, weil es immerhin von Interesse sein wird, zu erproben, in wie weit sich die gegenüberstehenden Vorurtheile schon beseitigen lassen oder nicht.

Einstweilen könnte es dann näher liegen durch halbe Aufnahme dieser Neuerung wenigstens den einen Vortheil der Sicherung einer größeren studentischen Hörfreiheit zu schaffen. Man könnte nach Ersatz der Einzelhonorare durch ein von jedem bemittelten Studenten pro Semester zu zahlendes Pauschquantum bestimmen, daß diese Summe auf diejenigen Docenten, bei welchen er hört, vertheilt würde. Zahlte der Student also beispielsweise 24 Thaler in die Semesterkasse und hörte 6 Docenten, so erhielte jeder der betheiligten Docenten 4 Thaler; hörte er 4 Docenten, so erhielte ein jeder 6 Thaler; hörte er nur 1 Docenten, so könnte die Hälfte an einen Studienfonds oder die Bibliothek fallen.

Bei einer solchen Einrichtung wäre auch das Interesse der Privatdocenten in ganz gleicher Weise gewahrt. Daß außerdem für dieselben noch von Staats wegen Stipendien ausgesetzt werden, erscheint mir zur Hebung ihrer Stellung äußerst zweckmäßig und für ihre Freiheit nicht im mindesten bedenklich, wenn die Stipendien nur vorübergehend oder als Renumeration für zeitweilige Lehraufträge gegeben werden.

Aehnliche Anordnungen der Honorarszahlungen giebt es in Nordamerika, und auch bei unseren landwirthschaftlichen Anstalten der Universitäten. Der Modus wäre gewiß mannigfach variabel und müßte der beste Modus gesucht werden. Der Hauptvortheil

bei dieser Einrichtung bliebe immer der, daß hinfort jeder bemittelte Student angehalten würde, sein Geld auf der Universität nicht reinweg zu verbummeln und daß für alle ermöglicht wäre den vollen idealen Nutzen von der akademischen Lernfreiheit zu ziehen.

Nur Eins müßte noch wesentlich hinzukommen — die schon oft besprochene Verlängerung der Studienzeit. Daß das Triennium nicht mehr ausreicht, zumal wenn noch ein Theil der Zeit für den Militärdienst in Anspruch genommen wird, ist längst bekannt. Man sollte sich daher endlich zu einer gesetzlichen Ausdehnung der Studienzeit entschließen und demgemäß die Universitätslehrpläne ändern. Vielleicht ließe sich das am besten mit einer neuen Ferienordnung verbinden. Bei den zu Berlin abgehaltenen Oktoberconferenzen des Jahres 1873 ist darüber ziemlich rücksichtslos ohne Zuziehung der Universitäten verhandelt worden. Von einer Seite wurde die Länge der Universitätsferien bekrittelt, von anderer Seite eine mit der Jahrestheilung gleich laufende Ferienordnung vorgeschlagen, so daß längere Ferien in die Mitte des Winters fielen. Gegen Beides wäre gewiß von Universitätslehrern Einsprache erhoben. Wem daran liegt, daß auf den Universitäten nicht nur gelehrt, sondern auch wissenschaftlich fortgearbeitet wird, der muß auch neidlos darauf halten, daß den Universitätslehrern die lange Ferienmuße nicht verkürzt wird. Gar manche wissenschaftliche Arbeit läßt sich eben nur während einer längeren zusammenhängenden Muße zum Abschluß bringen. Und wenn wir Universitätslehrer auch gewiß uns einer ungewöhnlich großen Arbeitsfreiheit zu erfreuen haben, so ist doch auch zu bedenken, daß unsere ihrer Natur nach endlosen Forschungsarbeiten sich eben nicht nach der Art bestimmter Geschäftsziele behandeln lassen und daher dieser Freiheit zu ihrem Leben bedürfen. An dieser wahren akademischen Freiheit büreaukratisch kleinlich herumzustreichen und herum zu maßregeln, soll man sich wohl hüten, wenn man die wissenschaftliche Leistungsfähigkeit der Universitäten auf ihrer Höhe erhalten will. — In gleichem Interesse soll man dafür sorgen, daß die Ferien zweckmäßig liegen. Bisher sind gerade die Osterferien mit Vorliebe als Arbeitsferien und zu wissenschaftlichen Reisen, namentlich zur Benutzung von Archiven und Bibliotheken

benutzt worden. Es wird vielfach bezweifelt, daß die Zeit der Weihnacht und des Jahreswechsels dazu ebenso geeignet wäre, und deshalb scheint in Universitätskreisen eine Abneigung gegen die vorgeschlagene Ferienänderung zu herrschen, welche die Osterferien verkürzen und statt dessen längere Weihnachtsferien anordnen würde.

Auch mir scheint eine andere Veränderung rathsamer. Daß der oft heiße Juli ein schlechter Lehrmonat ist, wird wohl allgemein zugegeben werden; ebenso, daß der jetzt meist noch verlorene Oktober schon ein vortrefflicher Lehrmonat sein würde. Demgemäß dürfte es sich wohl empfehlen, die Sommerferien vom 15. Juli bis zum 15. September anzusetzen, so daß die Lehrthätigkeit gleich Anfangs Oktober wieder beginnen könnte. Allerdings würde das ohnehin schon kurze Sommersemester dadurch noch mehr verkürzt. Um diesen Uebelstand zu beseitigen, mögte es dann rathsam sein, die Semestereintheilung durch Jahrescurse mit Unterbrechung durch die gewöhnlichen kürzeren Ferien zu Neujahr, Ostern und Pfingsten zu ersetzen. Da viele Lehrobjecte jetzt doch schon auf zwei Semester vertheilt zu werden pflegen, würde für diese in der Sache selbst ja eigentlich gar nichts geändert. Statt wie nun in einem Semester alte, im andern neue Philosophie vorzutragen, läse man dann im Jahre die ganze Geschichte der Philosophie. Und dem Lehrer mancher anderen Disciplin wäre eine solche Zeitverlängerung für die Mittheilung seines Lehrstoffes gewiß erwünscht. Für die Studenten hätten solche Jahreskurse auch noch den Vortheil, sie an eine größere heilsame Stetigkeit des Universitätsbesuchs zu gewöhnen und die hastige Flucht von einer Universität zur andern zu hindern. Mit einer solchen Aenderung würde sich dann die Verlängerung der Studienzeit auf 4 bis 5 Jahre von selbst ergeben.

Zur Ermöglichung dieser Verlängerung in reichlicherer Weise als bisher geschehen für Stipendien zum Besten der Unbemittelten zu sorgen, wie dies Sybel mit einigem Erfolg seitens der Privatunterstützung für die Bonner Universität in ihrem Jubeljahre 1868 angeregt hat, ist gewiß eine Aufgabe unseres Staates. Ebenso dürfte es sich auch wohl empfehlen, die Universitäten in die Lage zu bringen, bei der wachsenden Theurung den Studenten ökonomisch den Aufenthalt auf der Universität erleichtern und

zugleich durch Beschaffung guter Nahrung für ihre Gesundheit sorgen zu können, geschehe dies nun durch Gründung von socialen Museen, Speisehäusern oder selbst Collegienhäusern zum Wohnen, wie sie Döllinger 1872 in seiner bei der 400jährigen Stiftungsfeier München's gehaltenen Rede und ebenso ich in meiner früheren Universitätsschrift vorgeschlagen haben. Bis jetzt ist dafür in Deutschland herzlich wenig geschehen. Das 1873 in Berlin eingerichtete Collegienhaus kann ja nur 30 Studirenden der Theologie und Philosophie zu Gute kommen, und mehr ist, so viel ich weiß, wenn die katholischen Convicte ausgenommen werden, bis jetzt an keiner deutschen Universität für solche Bedürfnisse gethan. Daß aber bei richtiger Ordnung und Wahrung einer vernünftigen akademischen Freiheit durch solche Einrichtungen zur socialen Lebenserleichterung auch dem Studienleben selbst viel genützt werden könnte, scheint mir unzweifelhaft. Leider aber scheint in unserm Ministerium die Einsicht, daß solche sociale Institute seinerseits mit Staatsmitteln zu fördern, gerade so gerechtfertigt wäre wie die Förderung von Militärcasino's durch das Kriegsministerium, noch nicht durchdringen zu können.

Ob es nicht zweckmäßig wäre, für solche Zustände des äußeren Wohlergehens der Universitäten in Zukunft das Interesse der entsprechenden Provinzialstände in Anspruch zu nehmen, das dürfte doch wohl in Erwägung gezogen werden. Die Leitung des höheren wissenschaftlichen Unterrichts ist gewiß im eminentesten Sinne eine nationale Angelegenheit und kann daher ohne Nachtheil nicht in die Hände der Provinzialstände gelegt werden, darin stimme ich mit den Ansichten von Sybel's, welche derselbe in seiner 1874 gehaltenen Rede „Die Universitäten und die Gymnasien" geäußert hat, vollständig überein; aber für nothwendige sociale Verbesserungen und rein finanzielle Zustände würden die Universitäten vielleicht manchmal bei den doch näher mitinteressirten Provinzialständen leichter Gehör finden als bei den Regierungsräthen in Berlin, welche immer gleich an die Möglichkeit ähnlicher Forderungen bei anderen Instituten denken und so nur zu gern neuen Schwierigkeiten und neuen Kämpfen mit dem Finanzminister sich fern zu halten trachten. Zugleich würde damit eine vielleicht heilsame Rivalität zwischen den verschiedenen Provinzen geweckt und dadurch dem Einfluß

einer schädlichen oder doch hinderlichen Unificirung durch die gewachsene einheitliche Staatsmacht ein passendes Gegengewicht gegeben. An und für sich könnte es ja nur gut sein, wenn jede Provinz unseres Staates stolz auf ihre Universität wäre und geneigt, innerhalb gesetzlich bestimmter Grenzen, für ihr Wohlergehen Das beizusteuern, was nach Aussage eines verständigen Engländers den deutschen Universitäten noch immer hauptsächlich fehlt, um das Höchste zu erreichen, — nämlich Geld.

Damit soll aber keineswegs gesagt sein, daß jede Provinz auch eine Universität besitzen muß. Das muß hervorgehoben werden, weil gerade neuerdings wieder Bestrebungen auf provincielle Neugründungen von Universitäten gerichtet sind. Die Frage läßt sich nur im größeren Zusammenhange erwägen. Deutschland hat offenbar einige Universitäten zu viel und wäre es ein einheitlicher Staat, so würden schwerlich Marburg und Gießen, Rostock und Kiel, Halle, Leipzig und Jena, so nah bei einander liegend, Universitätsstädte sein. Das ist aber nun einmal historisch so geworden und man wird gewiß mit Recht Bedenken tragen, irgend eine dieser Bildungsstätten aufzuheben, in dem ganz richtigen Gedanken, daß eine jede immer noch als Gelehrtenakademie oder als Versuchsstätte junger Kräfte Tüchtiges leisten kann. Auch ist die Tradition der Universitäten ein wandelbares Ding, nicht immer ist eine Universität in Wahrheit so gut, wie ihr Ruf, so hat ja noch heute das berühmte Leipzig im Vergleich mit viel kleineren Universitäten ganz auffallende Lücken. Solche Traditionen kommen und gehen und eine Universität, die heute wenig bedeutet, kann gar wohl über zwanzig Jahre wieder sehr viel bedeuten. Deshalb thut man Recht, sich gegen die Aufhebung auch der kleinsten zu sträuben, aber ebenso auch mit Neugründungen äußerst vorsichtig zu sein. Daß eine solche Neugründung den schon bestehenden Universitäten Abbruch thut, hat die übrigens gewiß nothwendige Gründung Straßburgs bewiesen, deren Besuch ungefähr die Einbuße Heidelberg's, Freiburg's und Bonn's deckt. Solche Gründungen soll man daher nur im nationalen, aber nicht im provinziellen Interesse vornehmen.

Damit mögen diese Reformbetrachtungen abschließen; sie ließen

sich leicht noch auf Fragen der Verwaltung und des studentischen Lebens ausdehnen; aber meine Schrift ist absichtlich auf Fragen der Studienpflege an den Universitäten beschränkt worden. Sind ihre Betrachtungen richtig, so dürfen wir im Ganzen gewiß mit Stolz auf die bisherige Entwickelung unserer Universitäten und mit Zuversicht in ihre Zukunft blicken.

Berichtigungen.

S. 46. Z. 9 v. o. l.: „eines guten Buches."
S. 46. Z. 13 v. o. l.: „Dann aber werden nur die Fähigsten dieser Selbsthülfe unter mangelhaften Universitätszuständen mit Erfolg sich bedienen;"
S. 47. Z. 12 v. o. l.: „in ihm liegt in Wahrheit die Seele des akademischen Lehrvortrags."

Druck von J. Dräger's Buchdruckerei (C. Feicht) in Berlin.

(804)

Meyer, Jürgen Bona,

Deutsche Universitäts-Entwicklung Vorzeit, Gegenwart und Zukunft

Berlin 1874